# Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

# See- und Land-Reisen

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

70. Bändchen.

Nürnberg.

1831.

# Inhalts-Anzeige.

Seite

Georg Dixon's Reise um die Welt in den Jahren 1785 bis 1788. Von Carl Freiherrn von Cunibert von Aschaffenburg. Fortsetzung . . . . . . . 259

Reise um die Welt in der königlichen Fregatte Pandora unter Anführung des Capitains Edwards, während der Jahre 1790, 1791 und 1792. Beschrieben von Georg Hamilton. Mitgetheilt von Michael Fiedler . . . 342

[illegible] del. Wunder. f.

*Japanese.*

# Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
# See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

70. Bändchen.

Mit einem Kupfer.

III. Theil. 3. Bändchen der Reisen um die Welt.

---

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1831.

# Taschen-Bibliothek

aller

# Reisen um die Welt.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1831.

## Georg Dixon's Reise um die Welt in den Jahren 1785 bis 1788. Vom Carl Freiherrn von Cunibert von Aschaffenburg.

(Fortsetzung).

### VIII. Kapitel.

Bald vergaßen die Reisenden die widrigen Ereignisse, die sie an den Küsten Amerika's erlebt hatten und erfreuten sich in der Hoffnung, bald die herrlichen Erzeugnisse der Sandwichsinseln in vollem Maaße genießen zu können.

Den ersten November suchten die Reisenden St. Maria le Gorta, welche auf der Karte von Kook 27° 50' nördlicher Breite und 149° westlicher Länge liegt, und des Nachmittags fuhren sie genau an der angegebenen Stelle vorbei.

Da sich den 13ten die Schiffe genau unter dem Winde der Insel Uhyhee befanden, wo die Reisenden anfangs landen wollten, so drehten sie sich mehr

gegen Westen. Es war am Nachmittage des 15ten, als die Reisenden ein erhabenes Land entdeckten, dessen Gipfel sich in den Wolken verlor; sie ließen es südwestlich in einer Entfernung von 10 oder 12 Meilen liegen und erkannten sogleich, daß dieses Mono-kaah, ein hoher Berg auf der Insel Uhyhee sey. Am andern Morgen segelte man so viel als möglich gegen Westen, 3 Meilen von der Küste entfernt. Um 2 Uhr entdeckte man die Insel Mowee, die ungefähr 7 Meilen entfernt war.

Der Theil der Insel, an dessen Küste die Reisenden hinfuhren, ist sehr schön, die Berge sind mit herrlichen grünen Bäumen bedeckt, die Thäler aber, durchkreuzt von zahlreichen Flüssen, bilden eine anmuthige Landschaft, und überraschen die Blicke der Reisenden.

Da die Bucht von Karak-Kakooa in vieler Hinsicht, wie die Untersuchungen zeigten, ein schlechter Ankerplatz war, so beschloß man eine andere Bucht aufzusuchen, die gegen Süd-Westen lag. Man hoffte hier einen sehr guten Hafen zu finden, allein um 4 Uhr legte sich völlig der Wind; da mehrere Kähne vom Ufer abfuhren, so fuhren die Schiffe ihnen entgegen, um von den Eingebornen die Schweine und Vegetabilien, welche sie mitgebracht hatten, einzutauschen.

Da sich am Morgen des 17ten ein günstiger Wind erhob, der von Süd-Westen herging, so fuhr man auf die obengenannte Bucht los; Kapitän Portlock

schickte seinen ersten Lieutenant in einer Schaluppe voraus, um die Bucht zu untersuchen; dieser kehrte des Nachmittags zurück und hatte in der Bucht keinen günstigen Ankerplatz gefunden, nicht allein wegen des schlechten Grundes, sondern auch, weil dieser Hafen zu sehr dem Südwestwinde ausgesetzt war. Es war also keine Rede mehr, bei Uhyhee zu landen, sondern sich nur so lange in der Nähe der Küste aufzuhalten, als es der Wind erlaubte, um Schweine einzuhandeln, die man hier in Menge fand. Den ganzen folgenden Tag war die Schiffsmannschaft damit beschäftigt, die eingehandelten Schweine zu schlachten und zum Aufbewahren einzusalzen.

Da die Insel Mowee den Schiffen westlich lag, so beschloß man auf die am meisten östlich liegende Spitze loszusteuern und daselbst Anker zu werfen.

## IX. Kapitel.

Widrige Winde und unbeständiges Wetter vereitelten den Plan der Reisenden zu Mowee zu landen. Als sich daher am Morgen des 20sten ein Südwest-Wind erhob, so steuerten sie auf die am meisten östlich gelegene Spitze zu, allein schon gegen Mittag legte sich der Wind und es herrschte vollkommene Windstille. Jetzt kamen die Kähne zu den Schiffen herbeigefahren, um ihre Vorräthe zu verkaufen, die jedoch sehr unbedeutend waren.

Am Morgen des 21sten segelte man südlich, und die äußerste Spitze von Mowee blieb südlich, die Insel Morotoy aber west-süd-westlich liegen. Den folgenden Tag kam eine ziemlich große Anzahl von Kähnen in die Nähe der Schiffe, welche denselben Tarrow, Bataten und Wegerich verkauften.

Merkwürdig ist, daß die Insel-Bewohner von Mowee und Morotoy, die an Bord der Schiffe kamen, dieselben mit größerer Verwunderung zu betrachten schienen, als die Eingebornen irgend einer andern Insel, wo die Reisenden geankert hatten. Wahrscheinlich hatten mehrere von ihnen noch gar keine Seeschiffe gesehen.

In der Nacht vom 23sten auf den 24sten erhob sich ein günstiger Wind von Südosten, weßhalb sich die Schiffe des Morgens drehten und gegen Süd-Süd-Westen steuerten. Um 5 Uhr des Abends erblickte man die Insel Uhyhee, die gegen Süden liegen blieb, in einer Entfernung von 7 Meilen. Da alle Schweine und Gemüße der Reisenden bereits aufgezehrt waren, so faßte man den Entschluß nach Uhyhee loszusteuern, um sich neue Vorräthe zu verschaffen, auch war das Wetter am 27sten dazu recht günstig und es erhob sich ein guter Wind von Süd-Süd-Westen her. Jedoch erfuhr man bald, daß der Wind an diesen Küsten nicht lange in derselben Richtung weht, und daß man in dieser Jahreszeit nicht auf einen beständigen Wind rechnen kann, denn bald drehete er

sich wieder nach Süden, wodurch man sich genöthiget sah, den Plan, zu Uhyhee zu ankern, gänzlich aufzugeben.

Da sich die Schiffe am 28sten in einer Entfernung von 4 Meilen von Morotoy befanden, so kamen mehrere Kähne, welche kleine Schweine und verschiedene Früchte zum Verkaufe brachten, welche Vorräthe aber so unbedeutend waren, daß beschlossen wurde, auf Whahoo loszusteuern. Um 8 Uhr des folgenden Tages sah man schon die Insel Whahoo. Den Nachmittag fuhren die Schiffe längst den Küsten von Morotoy herum, und des Abends steuerten sie süd-westlich; jedoch am Morgen des 30sten segelten sie, begünstigt durch einen guten Süd-Ostwind gegen Südwesten, und um Mittag befanden sie sich 21° 20′ nördlicher Breite. Um 5 Uhr des Nachmittags ankerten sie in der Bucht, wo sie schon früher einmal gelandet hatten, auch nahmen sie dieselbe Stellung wie früher ein, indem die äußerste Spitze der Bucht öst-süd-östlich, 2 Meilen von den Küsten ungefähr entfernt lag.

Sogleich mit Tagesanbruch kamen sehr viele Kähne an Bord der Schiffe, welche eine Menge süßen Wassers brachten. Außerdem brachten die Eingebornen auch Schweine und Früchte, die jedoch nicht für die Bedürfnisse der Reisenden hinreichten. Auf die Frage der Reisenden, warum sie eine so geringe Menge von Lebensmitteln brächten, gaben die Eingebornen zu

verstehen, daß die Schweine und Vegetabilien so lange taboirt, (d. h. Beschlag darauf gelegt sey) bis ihr König, der nächstens den Reisenden einen Besuch machen würde, an Bord der Schiffe gekommen wäre.

Am Nachmittage des 4. Dezembers machte der König Tekretekre den Reisenden einen Besuch. Er kam in einem großen Doppelkahne, begleitet von zwei jungen Leuten, die seine Neffen waren, und von mehreren andern Vornehmen des Volkes. Der König war ein Mann von schöner Gestalt und schien 45 bis 50 Jahre alt zu seyn. Er war groß und gut gewachsen; allein seine Augen waren ein wenig trübe und es floß stets eine Art Feuchtigkeit heraus. Eine Krankheit oder eine zufällig eintretende Kälte mag wohl die Ursache davon seyn. Die Vornehmen zeichnen sich durch ihre Tracht von den andern gar nicht aus.

Die Neffen des Königs sind die schönsten Leute, welche die Reisenden noch auf irgend einer der Inseln gesehen hatten, und hießen Piapia und Myaro. Nachdem Tekretekre seine Neugierde befriedigt und vom Kapitän Dixon einige Glasstücke und andere Kleinigkeiten erhalten hatte, so verließ er die Reisenden gegen zwei Uhr des Nachmittags und diese verspürten bald die vortheilhaften Wirkungen seines Besuches. Denn die Eingebornen brachten Schweine und Gemüße in viel größerer Menge als früher. Auch lieferten sie Holz, was die Britten sehr benöthiget waren. Die geringe Achtung, welche die Wilden

ihrem Könige bezeigten, ließ die Reisenden vermuthen, derselbe habe wenig Gewalt über sie, was dem aber nicht so war.

Da vom 7ten auf den 10ten ein heftiger Wind ging und das Meer sehr in Bewegung war, so kamen den Reisenden nur wenige Leute zu Gesicht. Dieß hinderte jedoch den König nicht, denselben häufige Besuche zu machen; es war nicht schwer einzusehen, daß mehr Eigennutz als Neugierde den König bewege, so oft an Bord zu kommen. Denn seine Geschenke waren sehr unbedeutend im Vergleich zu denen des Kapitäns Dixon, die immer zehnfach mehr werth waren. Sehr unklug und unpolitisch wäre es übrigens gewesen, es nicht zu thun, weil der König leicht dadurch, daß er auf alles Beschlag legen ließ (taboirte), allen Kähnen verbieten konnte, sich den Schiffen zu nähern, so aber, in seinem Geize und seiner Ehrsucht befriedigt, die Wilden zur Herbeischaffung aller Lebensmittel für die Schiffe noch ermuthigte.

Nicht lange, nachdem man die Anker ausgeworfen hatte, wurde die Schaluppe ins Meer gesetzt und um der Mühe überhoben zu seyn, sie stets hinab zu lassen und wieder aufzuziehen, so oft man ihrer bedürfe, befestigte man sie mit einem Seile am Hintertheile des Schiffes. Ein Schiffsjunge mußte bei Tage darauf Acht geben und bei Nacht sollte die Schildwache darauf ein Auge haben. Die Mondeshelle hatte bis jetzt die Habsucht der Wilden im Zaume gehalten. Aber

am Abende des 11ten, wo der Mond erst nach Mitternacht aufging, fuhren mehrere Kähne um die Schaluppe herum und waren beschäftigt das Seil abzuschneiden. Kapitän Dixon ließ zwei Flintenschüße auf ihre Köpfe herabfeuern, was sie zur schleunigsten Abfahrt nöthigte. Den andern Tag brachte man die Schaluppe wieder an Bord.

Außer dem einen Versuche, welchen die Wilden auf die Schaluppe machten, entdeckte man nur sehr wenig Diebstähle, was aber mehr der Vorsicht der Reisenden, wodurch sie die Wilden hinderten um die Schiffe herum zu streifen, als der natürlichen Ehrlichkeit der Wilden selbst zuzuschreiben ist.

## X. Kapitel.

Unter der geringen Anzahl von Eingebornen, die man auf die Schiffe ließ, befand sich außer dem Könige und seinem Gefolge, ein alter Priester, der bei den Wilden eines großen Ansehens zu genießen schien. Er hatte immer zwei Personen in seinem Gefolge, die eine, um den Ava zu bereiten, die andere, um stets für seine Dienste bereit zu seyn. Ava (oder berauschender Pfeffer) ist eine Wurzel, die durch ihre Form und Farbe ganz unserm Süßholze gleicht, nur der Geschmack davon ist anders. Aus dieser Wurzel bereiten sie durch Beimischung von Wasser und künstliche Behandlung eine Art geistigen Getränkes, das nur

die Vornehmen genießen dürfen; diese trinken es aber auch mit der größten Lust. Dieses Getränk kann berauschen, jedoch schlägt es den Geist mehr nieder, als es ihn aufregt. Seine Wirkungen sind sehr verderblich, was der alte Priester beweist, der ganz ausgezehrt war und dessen Körper ganz mit weißen Blattern, die dem Aussatze gleichen, bedeckt war.

Am 14ten bemerkte man, daß die Inselbewohner auf dem Berge an der südöstlichen Gränze der Insel sehr beschäftigt waren; und am Nachmittage des 16ten war ihre Arbeit schon so weit vorgerückt, daß man, ungeachtet der weiten Entfernung vom Orte, ganz deutlich erkennen konnte, daß sie ein Haus bauten. An demselben Nachmittage entfernten sich alle Kähne von beiden Schiffen und kamen am Abende nicht wieder, was noch nie geschehen war, weil die Matrosen, welche die Erlaubniß hatten, mit den Frauen der Insel Gemeinschaft zu haben, ein Mißgriff, den man nicht verhindern konnte, jede Nacht immer eine große Anzahl derselben an Bord behielten. Dieser sonderbare Umstand ließ vermuthen, die Inselbewohner seyen taboirt und diese Vermuthung bestätigte sich. Während des ganzen Tages des 16ten und 17ten erschien kein einziger Kahn der befreundeten Insulaner in der Bucht. Der Gipfel des Berges, um das neu erbaute Haus herum, war den ganzen Tag mit einer Menge Menschen bedeckt, und des Abends zün-

dete man so nahe am Gebäude, als der Wind es erlaubte, Feuer an.

Endlich kamen der alte Priester und der König Tekretekre an Bord der Schiffe. Letzterer brachte Geschenke mit und mit ihm erschien eine Menge Kähne der Wilden mit Schweinen und Gemüßen, welche die Reisenden kauften. Sie gaben zu verstehen, daß man ein feierliches Fest auf der Bergspitze gefeiert habe. Verstand man sie richtig, so ward ein Menschenopfer dargebracht, wer aber der Unglückliche war, ein Mann oder eine Frau, das konnte man nicht erfahren. Jedoch bemerkte man, daß die Frauen noch taboirt waren und daß keine sich den Schiffen näherte.

Man erfuhr später, die Ursache dieses Verbotes sey eine Frau gewesen, die von den Wilden bemerkt wurde, wie sie auf den Schiffen Schweinefleisch aß. Es scheint, daß die Frauen in Betreff dieses Artikels immer taboirt sind, d. h. daß sie nie an dieser Küste die Erlaubniß haben Schweinefleisch zu essen. Die Verletzung des Taboo wird unter die größten Verbrechen gezählt, und man hat viel Grund zu glauben, daß die Unglückliche das Opfer dieser Landesgesetze ward, und daß sie die Wilden dem Tode geweihet haben, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Aber außer diesem Opfer war noch ein anderer Grund, weßhalb sich auf dem Gipfel des Berges eine so große Menge von Eingebornen versammelt hatte, und das

war der Taboo, der während der allgemeinen Versammlung statt gefunden hatte.

Der König Tekretekre ließ auf der Spitze des Berges ein Haus erbauen, um dasselbe als Magazin zu brauchen. Als es vollendet war, ließ er die Bucht taboiren, berief eine allgemeine Versammlung der Eingebornen und befahl ihnen zu gleicher Zeit alles, was sie im Handel mit den Reisenden gewonnen hätten, in diesem neuen Magazine nieder zu legen. Nach Befolgung seines Befehles fand er unter verschiedenen Ausreden Gelegenheit, die Hälfte des Ganzen, was sich darin befand, sich als Eigenthum zuzueignen. Jetzt wunderte man sich nicht mehr über den Eifer und Zorn, in den der alte Priester wegen des, den Gesetzen der Gerechtigkeit völlig widersprechenden, Gewaltstreiches ausbrach.

Den 19ten um 5 Uhr des Nachmittags gab Kapitän Portlock das Zeichen die Anker zu lösen, was auch kurz darauf geschah und begünstigt von einem mäßigen Winde, der von Osten her wehte, fuhr das Schiff der Queen-Charlotte aus der Bucht heraus, das Schiff König Georg konnte aber später erst den Anker heben. Der Neffe des Königs Piapia und dessen Mundschenk hatten sich mit eingeschifft, nachdem sie Abschied von ihrem Vaterlande und ihren Verwandten, die sie noch eine Strecke in ihren Kanots begleitet hatten, genommen hatten. Um Mittag des

20sten war man ungefähr 12 Meilen von der Bucht entfernt.

Den Abend des 21sten ging der Wind sehr schwach; aber bald erhob sich ein starker Nord-Ostwind, der den Reisenden am Morgen des 22sten Attui zu Gesicht brachte.

## XI. Kapitel.

Die Insel Attui war der erste Ort, wo Kapitän Kook landete, als er diese Inseln entdeckte und die Reisenden wußten, daß es daselbst Schweine und Vegetabilien im Ueberfluße gäbe. Man mußte sich wieder einen Vorrath von Schweinen verschaffen, denn die, welche man seit der Abfahrt der Schiffe von der Insel Uhyhee gekauft hatte, reichten kaum zur täglichen Nahrung hin. Man suchte daher hier zu ankern. Am Morgen des 23sten sahen sich die Reisenden frühzeitig mit einer großen Menge Kähne umringt, welche größtentheils mit Pataten, Tarrow, Kokosnüßen und einer großen Menge schöner Schweine beladen waren. Es war leicht zu bemerken, daß die Eingebornen sich schon auf die Ankunft der Reisenden mit Lebensmitteln vorgesehen hatten. Als die Reisenden Wasser verlangten, so brachten die Wilden sogleich ein herrliches, wie jene es noch auf keiner Insel, wo sie gelandet hatten, gefunden hatten. Auch verschaffte man sich daselbst eine große Menge von Kokosnüßen.

Die Weihnachts-Feiertage, welche Zeit die kultivirten Völker den Vergnügungen und dem Genuße köstlicher Speisen widmen, brachten die Reisenden so angenehm zu, als es die Umstände gerade erlaubten. Durch gebratene Schweine und einen guten Punsch ersetzten sie das, woran sie zu Hause gewöhnt waren und was sie nun entbehren mußten.

Die Wilden besuchten die Schiffe täglich, jedoch brachten sie nur so viele Nahrungsmittel, als für den täglichen Gebrauch hinreichten. Allein außer dem Handel mit den Lebensmitteln brachten die Wilden gegen Tausch auch andere Sachen, als Mäntel, Hauben, Strohmatten ꝛc. Auch brachten sie sehr viele Häute von Vögeln, die sehr schön erhalten waren, und als die Reisenden den Wunsch äußerten, dieselben lebend zu erhalten, so fand sich gleich eine Menge geschickter Vogelfänger ein, die ihr Begehren erfüllten. Da sich unter diesen Vögeln auch eine Art wilder Enten befand, so schloß Kapitän Dixon daraus, daß es auf dieser Insel Wild im Ueberflusse gäbe, und da er die Jagd sehr liebte, begab er sich zwei oder dreimal an das Land, begleitet von seinem Bedienten, in einem indischen Kahne. Der Eigenthümer dieses Kahnes hatte den Reisenden sehr eifrig Wasser gebracht und alle mögliche Dienste geleistet; auch war er bei denselben sehr geachtet und besonders Kapitän Dixon behandelte ihn sehr gut, weil er eine auffallende Aehnlichkeit mit einem seiner Leute hatte. Der Wilde

aber schien ganz stolz auf die Ehre zu seyn, den Kapitän fahren zu können. Das erstemal als sich Kapitän Dixon ans Land begab, fürchtete er durch die Menge der gaffenden Wilden im Jagen gehindert zu seyn, allein diese zeigten gar keine Neugierde; sondern wandten vielmehr ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre angewiesenen Beschäftigungen, als Stoffe und Stricke zu verfertigen, weßhalb auch Dixon ebenso ungehindert wie in England jagen konnte. Gegen seine Erwartung fand er nur sehr weniges Wild.

Zu dieser Zeit bemerkten die Reisenden, daß der Holzvorrath, den sie zu Whahoo sich gemacht hatten, bereits zu Ende gehe; sie wendeten sich an die Wilden, um von diesen zu erhalten, hatten aber wenig Hoffnung, weil die Berge, welche das Holz liefern, viel weiter vom Meere entfernt sind, als auf allen andern Inseln. Bald zeigte sich, daß ihre Vermuthung falsch war; alle Wilden versprachen das erforderliche Holz herbeizuschaffen, was sie auch thaten und an mehreren Stangen und Balken, die ganz kurz erst aus der Erde gerissen waren, konnte man leicht sehen, daß sie ihre Zäune und sogar ihre Häuser zerstört hatten, um die Wünsche der Reisenden zu befriedigen und die ihrigen, denn alle ihre Erzeugnisse können das Eisen, auf das sie einen außerordentlichen Werth legen, nicht aufwägen.

Da das Wetter immer unbeständig war, und die Lebensmittel, welche die Wilden brachten, nicht ein-

mal für den täglichen Bedarf hinreichten, so beschloß man, sich nach der Insel Oneehow zu begeben, und nach ungünstiger Fahrt langten die beiden Schiffe am Abend des 26sten in Jam-Bay an.

Um 3 Uhr des 29sten segelte man ab, und da sich der Wind am 30sten gegen Nord-Osten drebte, so beschlossen die Reisenden in die Bucht von Wymoo, an der Insel Attui einzufahren, wo sie auch wirklich ungefähr 2 Meilen östlich von ihrer früheren Stellung entfernt ankerten.

## XII. Kapitel.

Vermittelst mehrerer Geschenke machten die Britten den Häuptling Abbeun zu ihrem Freunde und benutzten sein großes Ansehen, das ihnen besonders beim Ankaufe der Lebensmittel großen Vortheil brachte. Abbeun war von mittlerer Größe und schien ungefähr 50 Jahre alt zu seyn. Er hatte einen Sohn, Namens Tyheira, der in großem Ansehen zu stehen schien und sich eben so gefällig wie sein Vater gegen die Reisenden bewieß. Jedoch besaß er nicht Abbeuns Thätigkeit, noch seinen Verstand, auch war seine Freundschaft nicht so offenherzig, noch so uneigennützig.

Außer den guten Diensten Abbeuns und seines Sohnes erhielten die Reisenden auch noch häufig Besuche von zwei andern Häuptlingen, die ihnen

öfters Schweine und Gemüße zum Geschenke brachten. Sie hießen Toetoe und Nomaitahaite, allein die Reisenden nannten den letzteren immer Longshanks (Langbein), weil er sehr groß und mager war, und seine Schenkel und Beine für seinen Körper zu lang schienen. Toetoe war schon sehr alt und schien durch den unmäßigen Genuß des Awo ganz ermattet zu seyn.

Long-shanks war sehr eifrig, die Reisenden mit allem Nöthigen zu versehen, und obgleich sein Ansehen weit geringer war, als das des Abbeun oder des Toetoe, so war er denselben doch in vielen Gelegenheiten sehr nützlich. Doch war er wie Tyheira sehr eigennützig. Auch der Bruder des Königs machte häufig Besuche auf den Schiffen; er kam immer in einem schönen Doppel-Kahne, begleitet von vielen Befehlshabern niederen Ranges. Er brachte nie Geschenke mit, und ohne Zweifel war Neugierde der Beweggrund zu diesen häufigen Besuchen. Seine Tochter, ein schönes Kind von ungefähr 7 Jahren kam meistens mit ihm und er behandelte sie mit väterlicher Zärtlichkeit; er trug sie immer auf seinen Armen bis er ermüdet war, wo dann einer der Offiziere aus seinem Gefolge die junge Prinzessin dem Könige abnahm, eine Ehre, um welche ihn alle andere sehr beneideten. Kapitän Dixon schenkte der Prinzessin ein Halsband von Glasstückchen, worüber sie außerordentlich erfreut zu seyn schien. Während eini-

ger Tagen hatten die obengenannten Befehlshaber Schweine und Tarrow, in hinreichender Menge, nach ihrer Meinung, für den täglichen Gebrauch den Reisenden gebracht. Aber keiner von den niedern Anführern oder vom Volke nahte sich den Schiffen. Abbeun sagte den Reisenden, das Volk sey taboirt und dürfe nicht eher etwas verkaufen, bis der König seinen Besuch gemacht hätte. Dieses Verbot scheint deßwegen Statt zu finden, um von dem Volke für die Erlaubniß, mit den Fremden Tauschhandel zu treiben, eine Abgabe zu begehren.

Den 5. Februar machte der König den Reisenden den versprochenen Besuch. Er kam in einem großen Doppelkahne begleitet von vielen Befehlshabern; unter seinem Gefolge befand sich auch Viapia, den, wie schon früher gesagt wurde, Capitain Portlock von Whahoo mitgenommen hatte. Dem Piapia gefiel aber die Lage der Insel Attui so gut, daß er sich entschloß da zu bleiben und den Plan nach Britanien mitzugehen, aufgab. Der König, Namens Tiara, war ein Mann von mittlerem Alter und sah sehr gut aus. Er setzte mehrere Fragen in Betreff der Schiffe und bewunderte besonders den Kompaß, dessen Einrichtung und Zweck er zu begreifen schien. Alle seine Fragen zeigten von Ueberlegung und einem Streben, sich zu belehren. Bevor er das Schiff verließ, machte ihm Capitain Dixon Geschenke mit mehreren Toks und Glasstücken, die

ihn sehr zu befriedigen schienen. Er versprach die Aufhebung des Verbotes in Betreff des Verkehrs mit seinem Volke und er hielt Wort; denn den andern Tag brachten die Wilden Lebensmittel im Ueberfluß.

Da das Wetter schön und heiter war, so benutzte man dasselbe um alles Beschädigte auf den Schiffen wieder herzurichten und auszubessern; um es aber an nichts fehlen zu lassen, was zur Erhaltung der Gesundheit der Seemannschaft und zur ungehinderten Fortsetzung der Reise und der nun bevorstehend guten Jahreszeit wesentlich beitragen könnte, machten die Reisenden mit Abbeun einen Vertrag, daß sich die Schiffsleute, ohne von Seiten der Wilden beunruhigt zu seyn, auf dem Lande erholen könnten. Am Morgen des 9. Februars begaben sich mehrere der Reisenden ans Land, um sich eine Erholung zu verschaffen.

Man besuchte den Ort A Nappa. A Nappa ist ziemlich groß, und liegt hinter einem langen Zugang von Kokosbäumen, welche den Wilden einen trefflichen Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewähren. Hierauf lud Tyheira die Reisenden zum Essen ein, und man ging zu Tisch.

Es waren vier Bediente da, der eine brachte eine große Flasche Wassers, der andere ein Gefäß mit Kokosnüssen, der dritte ein Gefäß voll schöner Tarrows-Wurzeln, die gekocht waren und endlich der vierte, von Tyheira selbst unterstützt, trug das Schwein,

welches sehr schön auf einem großen runden Holzteller angerichtet war.

Alsdann goß der letztere Bediente, welcher der Haupt-Koch zu seyn schien, Wasser auf das Schwein, rieb es mit seinen Händen, und gab den Reisenden zu verstehen, daß dieses eine treffliche Brühe gäbe. Diese hätten ihm gerne diese verfeinerte Kochkunst geschenkt, allein die Furcht, den Wirth dadurch zu beleidigen, gestattete es nicht. Uebrigens war der Braten sehr gut gekocht und das ganze Essen, die Brühe ausgenommen, wurde mit einem Anstande und einer Reinlichkeit aufgetragen, wie man es bei so weit von kultivirten Ländern entfernten Völkerschaften nicht erwartet hätte.

Es war schon beinahe dunkle Nacht, als die Reisenden an die Küste kamen, wo sie die Schaluppe noch an demselben Platz, wo sie dieselbe am Morgen verlassen hatten, fanden. Eine große Menge der Wilden umringte sie, einige um Abschied zu nehmen, andere, um Geschenke zu erhalten.

## XIII. Kapitel.

Gegen den 8. Februar hin war eine große Hitze und in der Nacht des 9ten erhob sich ein so heftiger Sturm, daß das Seil des Beiankers zerriß. Dazu kam noch, daß das Meer in großer Bewegung war, wodurch alle Versuche, den Anker wieder zu erhalten,

vereitelt wurden. Den 10ten erhoben sich wieder sehr heftige Stürme und Donner und Blitz wechselten mit starkem Regen. Da die Elemente so zügellos gegen die Reisenden wütheten, so beschlossen sie diesen Platz zu verlassen und den 12ten um 3 Uhr gab Capitain Portlock das Zeichen die Anker zu lösen.

Vom 12. bis zum 15ten kreuzte man vor Oneehow, allein man konnte daselbst wegen der schwachen Winde nicht ans Land fahren; den 16ten aber erhob sich ein günstiger Wind von Nord-Osten, man steuerte gerade auf Oneehoow zu und ankerte in der Bucht von Jam, zwei Meilen von der Küste entfernt. Der Hauptbeweggrund an dieser Insel zu landen war der, die Anker, welche Capitain Portlock verloren hatte, wieder zu suchen. Deßhalb schickten beide Schiffe am 17ten mit Tagesanbruch Schaluppen aus und da das Wetter heiter und das Meer ruhig war, so gelang es diesen wirklich die Anker zu finden. Zu gleicher Zeit kauften die Reisenden von den Wilden, die in großer Anzahl gekommen waren, Wasser und eine bedeutende Menge Ignama.

Als den 17ten um 3 Uhr des Nachmittags der Wind sich gegen Süden drehte, so lichtete man die Anker und steuerte nord-östlich, um sich nach Attui zu begeben, bei Orechura vorbeizufahren und zu versuchen den verlornen Anker wieder zu finden; jedoch die von den Reisenden schon gemachte Erfahrung, daß der Wind bei diesen Inseln immer wechselt,

machte sie wieder in diesem Entschlusse wankend. Während aber die Reisenden so lavirten und ungewiß waren, welchen Entschluß sie ergreifen sollten, hatten sie Gelegenheit, die nördliche Küste von Attui oder den der Bucht von Wymoa gerade gegenüberliegenden Theil genau zu besichtigen.

Am 28sten, da das Wetter schöner und der Wind günstiger wurde, warf man in der Bucht von Wymoa Anker aus. Man fand den hier verlornen Anker nicht und konnte auch keinen Lebensbedarf mehr eintauschen, da die Insulaner in keinen Verkehr wider mit den Britten traten. Man verließ daher das Eyland; eine stürmische Witterung aber hatte man mehrere Tage. Man konnte nicht Owhyhee erreichen, sondern legte am 7. März Nachmittags an der westlichen Küste von Uohahoo an, woselbst man über 3 Stund blieb, in der Hoffnung, daß die Eingebornen Lebensmittel bringen würden, zu dem, da sie sich noch nie dieser Küste genähert hatten; allein es kamen nur zwei Kähne und brachten so weniges, daß die Schiffe wieder westlich segelten.

Den 12ten des Morgens erblickte man wieder Attui und um Mittag befanden sich die Schiffe wenige Meilen von ihrem früheren Landungsplatze entfernt, an der Bucht von Wymoa. Das Wetter war sehr schön, es ging ein guter Ostwind und die Reisenden strichen die Segel in der Hoffnung, die Insulaner würden Lebensmittel bringen; aber nicht ein

Kahn ließ sich in der Bucht sehen; dieß bestärkte die Reisenden noch mehr in dem Glauben, der König sey fest entschlossen, dieselben zu zwingen, die Insel zu verlassen. Um 6 Uhr des Abends fuhren sie weiter und es blieb ihnen nichts übrig, als die Reise gegen Norden fortzusetzen, und Amerikas Küste zu suchen.

Am Morgen des 23sten Aprils befanden sich die Schiffe unter 59° 9′ nördl. Breite und 47° 55′ westl. Länge. Gegen Mittag entdeckten die Reisenden ein Land, welches sich von Nord-Osten gegen Westen, in einer Entfernung von 10 Meilen hinzog; gegen Abend erkannten sie, daß es die Insel Foot sey. Die Insel Montägü lag östlich, so daß sich die Reisenden dem Eingange des Prinzen William, den sie bei ihrer ersten Reise an diese Küste umsonst gesucht hatten, gerade gegenüber befanden. Da der Wind schwach und unbeständig war, so steuerten sie während der Nacht östlich und als sich am Morgen des 24sten ein mäßiger Wind erhoben hatte, spannten sie alle Segel auf und steuerten gerade auf den Eingang zu. Um Mittag befand man sich nach der Beobachtung unter 59° 47′ nördlicher Breite und 147° 52′ westl. Länge. Des Nachmittags legte sich der Wind völlig und da es wahrscheinlich nicht gelungen wäre in den Eingang zu gelangen, so segelte man in eine tiefe Bucht, die östlich lag und ankerte daselbst um 5 Uhr bei 24 Klaftern Wassers.

## XIV. Kapitel.

Der Beweggrund, warum Capitain Portlock in dieser Bucht ankern ließ, scheint wohl der gewesen zu seyn, weil er zwei Kähne im Innern derselben bemerkt hatte, was ihn hoffen ließ, Eingeborne zu finden, mit welchen er handeln könnte. Am Abende des 24. Aprils kamen auch wirklich 5 Kähne an Bord der Schiffe, allein die Eingebornen hatten weder Pelze noch sonst etwas zum verkaufen. Sie begrüßten die Reisenden, indem sie ihre Arme auseinander breiteten und oft das Wort louleigh wiederholten, wobei sie immer auf die letzte Sylbe einen Nachdruck legten. Die Reisenden nahmen dieß für Aeußerungen der Freundschaft und erwiederten dieselbe mit denselben Geberden und mit demselben Ausruf; als sie aber von den Eingeborren notooncshuck, das heißt in ihrer Sprache soviel als Felle von Fischotter, begehrten, so streckten sie sogleich ihre Arme gegen den Eingang des Prinzen William zu aus und wiederholten öfters und mit dem größten Eifer die Worte nootka, notooncskhuck. Mehrere Hunde, die auf den Schiffen waren und die, als sie die Fremden bemerkten, zu bellen anfingen, riefen die Indianer, indem sie sagten: touzer, touzer, hierher, hierher; auch pfiffen sie, wie man in England zu thun pflegt, wenn man die Hunde herbeilocken will. Die Reisenden wußten nicht, was sie davon denken sollten; jedoch

schien es einleuchtend, nach den englischen Worten und einigen Gebräuchen zu urtheilen, daß ein englisches Schiff sich in dem Eingang befände, oder doch noch nicht lange sich daraus entfernt habe.

Den 25sten schickte man Boote an die Küste, um sich Holz und Wasser zu verschaffen, welches auch ungehindert geschah. Die Capitaine fuhren zu gleicher Zeit in der Bucht herum, untersuchten alle kleineren Einbiegungen und benachbarte Busen und fanden keinen Insulaner, noch irgend etwas, woraus man auf eine Bevölkerung dieses Theiles der Insel hätte schließen können. Deßhalb hielten die Reisenden diejenigen, welche sie gesehen hatten, für einen Trupp Jäger von dem Eingang des Prinzen William. Sie hatten ihnen unbedeutende Geschenke gegeben, und hofften, dieß würde ein Beweggrund seyn, nicht nur selbst Pelze zu bringen, sondern auch ihre Nachbarn zu ermuthigen. Die Indianer schienen damit sehr zufrieden zu seyn und versprachen den Reisenden bald eine große Menge von notooneshuck zu bringen; diese warteten bis zum 28sten in banger Ungewißheit und steter Hoffnung, die Indianer würden die Waaren bringen, bis sie, erkennend, daß sie betrogen seyen, beschlossen, die Bucht beim ersten günstigen Winde zu verlassen. Deßhalb fuhren sie den 29sten, als sich ein starker Süd-Westwind erhob, aus der Bucht heraus, hatten aber kaum den Kanal, welcher in den Eingang führt, erreicht, als plötzlich eine Windstille

eintrat. Auch die Ebbe und Fluth war gegen sie, daher sie die Schaluppen vor die Schiffe brachten, um diese zu bucksiren und die Mitte des Kanals zu erreichen suchten. Um 10 Uhr ankerten sie eine Meile von der Küste entfernt.

Als den 1. Mai die Winde immer schwach und unbeständig waren, so fuhren die Capitaine sehr frühe in den kleinen Schaluppen ab, um die Küsten zu untersuchen. Capitain Portlock gab Machod den Befehl, die Anker während seiner Abwesenheit zu lichten, wenn sich ein günstiger Wind erheben würde, weßhalb auch dieser wirklich, als sich ein guter Süd-Westwind erhob, den Befehl zum Absegeln ergehen und um Mittag gegen den Kanal des Eingangs des Prinzen William steuern ließ. Als die Schiffe sich gegen Abend nahe an der Küste befanden und der Wind sich legte, so ließ er in einer Bucht auf der östlichen Küste Anker werfen. Um dieselbe Zeit trafen auch die Capitaine ein; sie brachten keine Pelze mit und hatten nur in einer beträchtlichen Entfernung von dem Orte, wo sich die Schiffe befanden, einige Indianer gesehen.

Den folgenden Tag fuhren die Reisenden zwischen den grünen Inseln und der Insel Montágů auf den Kanal zu und erreichten eine Bucht auf der Insel Montágů, woselbst sie ankerten, aber bald, nämlich in der Frühe des 4ten mehr in das Innere der Bucht vordringen mußten, weil ein starker Nord-

Westwind die Schiffe in zu große Bewegung setzte. Capitain Portlock hatte schon lange die Absicht, die Schiffe auf der Küste des ersten Hafens, wo sie ankern würden, und der gegen Wind und Regen gedeckt wäre, zu trocknen, um den Kiel und die Seiten des Schiffes, welche unter dem Wasser sind, zu putzen und zu theeren. Da nun der Ort, wo sich die Schiffe jetzt befanden, sich zu dieser Arbeit sehr gut schickte, so trocknete man die Schiffe, reinigte sie, oder besserte sie aus.

Während dieser Zeit nahm Capitain Dixon seine Schaluppe und die des Capitain Portlock nebst der großen Barke des König Georg, besetzte sie mit bewaffneter Mannschaft und fuhr am 5. Mai in der Frühe ab, um in den benachbarten Buchten und überall, wo er Indianer begegnen zu können vermuthete, zu handeln. Seine Absicht war anfangs in der Bucht von Hinchinbrooke und von da in die von Sung-Corner zu segeln, indem er wußte, daß er mit mehr Wahrscheinlichkeit an diesen Orten Eingeborne finden würde. Um 8 Uhr trat schlechtes Wetter ein und er ankerte in der Bucht der Insel Montágů; jedoch gegen 9 Uhr heiterte sich das Wetter aus, und er segelte um die nord-östliche Spitze dieser Insel und fuhr in eine große Bucht ein. Daselbst fand er eine Bande indianischer Jäger, die ihm zu verstehen gaben, daß sie den Cap Hinchinbrooke bewohnten.

Dixon übernachtete hier, ließ aber gute Wache

halten, weil er glaubte, die versteckten Wilden wollten sich Nachts seiner Fahrzeuge bemächtigen. Den 6ten in der Frühe ließ er die Anker lichten und steuerte auf den Cap Hinchinbrooke los, woselbst er um 10 Uhr ankerte. Er traf daselbst mehrere Indianer, von denen er Felle von Fischottern kaufte. Die Indianer streckten ihre Arme gegen die Bucht von Sung-Corner aus und suchten ihm verständlich zu machen, daß an diesem Orte ein Schiff vor Anker liege.

Dixon übernachtete hier mit noch größerer Vorsicht, da ihm die Eingebornen keck, grob und lüstern nach den fremden Waaren erschienen. In der Frühe des 7ten fuhr er aber nach der Bucht von Sung-Corner ab, woselbst er wegen schwachen Windes erst um 11 Uhr eintraf. Gegen sein Erwarten fand er kein Schiff und sah auch keinen Eingebornen, dessen ungeachtet ließ er doch Wachen ausstellen.

Während der Nacht ließ sich kein Eingeborner sehen; allein den 8ten mit Tagesanbruch sah er zwei Indianer in einem Kahne nahe bei seinem Bord. Sie gaben ihm zu verstehen, daß sich ein Schiff in der Nähe befände und, daß, wenn er ihnen einen Rosenkranz von Glasstücken geben wollte, sie ihn an den Landungsplatz führen wollten. Mit großer Freude nahm er ihr Anerbieten an, ließ das größere seiner Fahrzeuge, welches seine Fahrt nur aufgehalten hätte, zurück und folgte in den Schaluppen seinen zwei Führern, sehr gespannt, ob sich wirklich ein Schiff vor

Anker befände, oder ob die Wilden nur ihren Spaß mit ihm treiben wollten. Er war nicht weit gefahren, als schlechtes Wetter eintrat und seine Führer ihn verließen. Ungeachtet dieses kleinen Mißgeschickes setzte er seine Untersuchungen doch bis Mittag längs den Küsten fort, wo er sich dem Eingange einer weiten Bucht gegenüber befand; als aber jetzt in großer Menge Schnee und schneeiges Wasser herabfiel und sich ein heftiger Sturm erhob, so hielt er es für rathsamer, zum Schiffe zurückzukehren, woselbst er um 3 Uhr eintraf.

Um 6 Uhr kamen sechs Kähne, voll von Indianern in seinem Landungsplatze an, und sagten, sie führen jetzt zu einem Schiffe, welches in der Nähe vor Anker läge und boten sich ihm als Führer an. Das Wetter war zwar schlecht, allein da sie nicht in die See fuhren, sondern nur an der Küste hin, wie es auch seine früheren Führer gethan hatten, so setzte er sich in seine Schaluppe, und folgte ihnen. Um 10 Uhr des Abends kam er in der Bucht an, wo das ersehnte Schiff vor Anker lag. Es war eine Schnaue (ein kleines Schiff, so kaum 30 Mann trägt) Nootka genannt, kam von Bengalen, war von Capitain Meares befehligt und führte eine englische Flagge. Capitain Meares hatte in der Bucht, wo Dixon ihn fand, überwintert und sein Schiff war noch mit Eis umgeben. Die Mundfäule hatte große Verheerungen unter seiner Schiffsmannschaft hervorgebracht;

er hatte an dieser fürchterlichen Krankheit seinen zweiten und dritten Lieutenant, seinen Wundarzt, Zimmermann und Faßbinder und eine große Anzahl gemeiner Matrosen verloren. Diejenigen, welche verschont geblieben sind, waren so geschwächt, daß der Capitain Meares allein auf dem Verdecke herum gehen konnte. Er war sehr erfreut, daß in seiner Nähe zwei Schiffe sich befänden, die ihn in seiner Noth und bei seinem Mangel an Lebensmitteln etwas unterstützen könnten, und Dixon versicherte ihn, daß er ihn mit allem nach Kräften versehen würde. Jedoch bat Meares, ihm die Lebensmittel nicht zu schicken, sondern versprach, nächstens selbst an Bord der Schiffe zu kommen.

Dixon verließ das Schiff Nootka den 9ten um 3 Uhr des Morgens, und erreichte gegen 8 Uhr die Schaluppen; um 10 Uhr lichtete er die Anker und segelte auf seine Schiffe zu, in der festen Ueberzeugung, daß man auf Pelze von Werth an diesen Landungs-Plätzen nicht zählen könne. Auf der Rückfahrt bot ihm ein Wilder einige Fischotterhäute an, und da dieser seinen Blick zufällig auf eine Bratpfanne richtete, so verlangte er diese als Preis. Dixon gab sie ihm alsogleich, allein der Wilde weigerte sich, sie ganz zu nehmen, bat den Kapitain den Stiel abzubrechen, in welchen er einen großen Werth zu setzen schien und warf das Uebrige weg.

Um 4 Uhr des 10ten kam Dixon von seiner Expedition zu den Schiffen wieder zurück.

Den 10ten gegen 11 Uhr kam Kapitain Meares an Bord des König Georg, begleitet von Ross, seinem ersten Lieutenante. Sie brachten mehrere Säcke Reis mit, um sie gegen andere Bedürfnisse, die ihnen ausgegangen waren, zu vertauschen. Sie erzählten den Reisenden viel über den Erfolg ihrer Handlungsgeschäfte, allein diese konnten ihren Aussagen um so weniger Glauben beimessen, als sich beide häufig widersprachen. Am Morgen des 11ten verließen sie die Schiffe und die Reisenden gaben ihnen Zucker, Mehl, Zuckersyrup und Brandwein mit, und Kapitain Portlock entließ zwei seiner Matrosen aus seinem Dienste, damit sie das Schiff des Kapitain Meares auf die Sandwichs-Inseln begleiteten, wo selbst er sobald als möglich landen wollte.

Nun konnten sich die Reisenden erst erklären, was die Wilden sagen wollten, als sie mit der Hand immer gegen den Eingang des Prinzen William deuteten, als sie das Wort Nootka wiederholten. Sie haben eine ziemlich schöne Aussprache und da einer von ihnen mehrere Wochen am Bord des Nootka zugebracht hat, so ist es auch begreiflich, daß sie einige engliche Worte behalten haben.

Die Zeit bis zur Abfahrt benutzten die Reisenden noch um Vorräthe von Holz und Wasser zu machen, das Nöthige an den Schiffen noch herzurichten und

Steine in den untern Theil der Schiffe zu bringen, um eine gewisse Schwere zu bewirken.

## XV. Kapitel.

Da die letzte Jahreszeit an diesen Küsten schon sehr weit vorgerückt war, so beschlossen die Reisenden, sich zu trennen. Dieß war noch das einzige Mittel, was zu ergreifen übrig blieb, um etwas mit Erfolg zu unternehmen. Man kam daher überein das große Schiff des König Georg, unter Anführung der Hayward und Hill abzuschicken, um in dem Kooksflusse zu handeln. Der König Georg sollte bis zur Rückkehr des Schiffes in dem Eingange des Prinzen William bleiben und die Queen-Charlotte sollte in den Eingang des Königs Georg segeln; jedoch sollten die Reisenden auf dieses Schiff sehr Acht haben, sich nicht von den Ufern entfernen, um keine Gelegenheit zu verlieren, sich Pelze zu verschaffen.

Den 12ten Mai schifften sich die Hayward und Hill ein, um in den Kooksfluß zu steuern, nachdem sie sich mit einer großen Auswahl gangbarer Waaren für den Handel mit den Wilden versehen hatten. Kurze Zeit nach ihrer Abfahrt kamen zwey Kähne an Bord der Queen-Charlotte; in dem einen befanden sich ungefähr 8 Personen, in dem andern nur 3, allein sie brachten nichts mit; jedoch ver-

sprachen sie des andern Tages mit Pelzen und in Begleitung eines ihrer Befehlshaber zu kommen. Um 1 Uhr des 13ten hatten die Britten das Vergnügen zwei große und mehrere kleinere Kähne, voll von Indianern, den Schiffen sich nahen zu sehen. Sobald die Wilden die Schiffe erblicken konnten, fingen sie an zu singen, wobei ihr Befehlshaber das Ganze zu lenken schien; als sie aber nahe bei dem König Georg waren, so begrüßten sie die Reisenden und ihr Befehlshaber, Namens Schauway, zeigte einen Brief für den Capitain Portlock, der, wie er sagte, vom Schiffe Nootka käme; er wurde deßhalb mit mehreren seiner Leute an Bord empfangen. Wahrscheinlich waren die Jäger, welche die Reisenden bei ihrer Ankunft in jene Bucht (den 24. April) begegnet hatten, vom Stamme des Schauway, wohnten nahe an der Bucht von Sung-Corner und benachrichtigten bei ihrer Rückkehr den Capitain Meares, daß sie zwei Schiffe gesehen hätten, welche in einer bedeutenden Entfernung im Kanale vor Anker lägen. Capitain Meares aber schrieb alsdann nach dieser Nachricht diesen Brief, ohne zu wissen, an wen er ihn richten solle, und gab ihn den Indianern, die ihn sogleich einzuhändigen versprachen; da aber diese treuen Boten bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden hatten, diesen Brief zu übergeben, so war er ohne alle Beziehung und hatte für die Reisenden keinen Werth mehr.

Capitain Portlock hoffte, daß er durch die besondere Auszeichnung, welche er den Wilden dadurch erzeigte, daß er ihren Befehlshaber Schauwan nebst seinem Gefolge an Bord aufnahm, dieselben auch zu einem freien Handelsverkehre bewegen werde, allein bald sah er mit großem Mißfallen, daß die Wilden sich dieses Briefes nur als eines Vorwandes bedient hatten, um an Bord zu kommen, und daß ihr Hauptzweck sey, so viel wie möglich zu stehlen. Schauwan und einige von seinem Gefolge suchten die Schiffs-Mannschaft durch ihre Tänze und Gesänge zu unterhalten, während die andern denjenigen, welche noch in den Kähnen waren, alles was sie entwenden konnten, hinabwarfen. Capitain Portlock, der diesen spartanischen Geist in seinen Gästen bemerkte, sie aber nicht mit Gewalt vertreiben wollte, stellte an verschiedenen Stellen des Schiffes Leute auf, um die Wilden zu beobachten. Dessen ungeachtet entwendeten sie noch vieles und zeigten die größte Frechheit, wann sie ertappt wurden. Erst gegen 5 Uhr Nachmittags, als sie über die von Capitain Portlock aufgestellte Aufsicht unwillig wurden, verließ Schauwan mit seinem Gefolge die Reisenden. Diese Wilden fuhren nun auf eine Schaluppe los, worauf einige Schiffleute sich mit Fischfang beschäftigten. Capitain Portlock, der alle Bewegungen der Wilden mit seinen Blicken verfolgt hatte, und jetzt die Richtung der indianischen Kähne bemerkte, war sehr bestürzt. Er besetzte sogleich

eine Schaluppe und ein Boot mit Mannschaft und eilte seinen Leuten zu Hülfe, nicht nur Gefahr für das Schiff, sondern auch für ihr Leben selbst befürchtend, denn die Wilden waren mit Messer und Lanzen bewaffnet. Als aber Capitain Dixon aus einer Steinbüchse hatte Feuer geben lassen, so zogen sich die Wilden bestürzt und schleunigst zurück. Als die Matrosen wieder an Bord kamen, so sagten sie, die Furcht ihrer Kameraden sey sehr gegründet gewesen, denn die Wilden hätten ihren Anker stehlen wollen, und einer einen ihrer Matrosen mit der Lanze durchbohrt, wenn nicht Schauway, der einen friedfertigeren Charakter zu haben schiene, denselben zurückgehalten hätte.

Schon lange warteten die Reisenden mit Ungeduld auf einen günstigen Wind, um diese Insel zu verlassen, weßhalb sie auch sogleich am 14ten, als sich ein starker Süd-Ostwind erhob, um 4 Uhr des Morgens die Anker lichteten und aus der Bucht herausfuhren. Gegen Mittag drehte sich zwar der Wind nach Süd-Westen, begünstigte aber nur um so mehr die Reisenden nach dem Eingange des Prinzen William. Des Nachmittags war der Wind noch stärker, und da sich die Reisenden dem Orte nahten, wo beide Schiffe sich trennen sollten, so begab sich Capitain Dixon an Bord des König Georg, um von Capitain Portlock Abschied zu nehmen; um 7 Uhr ging er wieder zurück an Bord seiner Schaluppen und

trennte sich mit aufgespannten Flaggen und in dem von beiden Seiten ein Freudengeschrei erhoben wurde. Capitain Portlock steuerte auf die Bucht Hinchinbrooke los; Dixon aber auf den Durchgang zwischen Hinchinbrooke und der Insel Montâgû. Gegen Abend des 15ten entdeckte Dixon die Insel Kaye, die nördlich, 40° östlich liegen blieb. Capitain Dixon entdeckte am Morgen des 22sten Land, das sich von Nord-Westen gegen Nord-Osten erstreckte, und da es allen Anschein hatte, daß man daselbst einen Hafen finden würde, so beschloß er, es zu untersuchen. Außerdem hatte man noch gegründete Hoffnung, Eingeborne zu finden und folglich Handel treiben zu können. Wegen ungünstiger Witterung konnte man erst am Abend des 23sten, wo die Reisenden zwei Meilen vom Lande entfernt waren, eine Schaluppe ins Meer setzen und Turner, zweiter Lieutenant, in der Bucht, welche nord-nord-östlich lag, abschicken, um einen Landungsplatz zu suchen.

Gleich nach der Abfahrt des Turner sah man einen Kahn, von einem einzigen Manne gelenkt, der beschäftigt schien am Eingange der Bucht zu fischen. Diese Entdeckung erfüllte die Reisenden mit großer Freude, indem es ein Beweis war, daß sie auf der daran liegenden Insel Eingeborne finden würden. Turner kehrte um 8 Uhr zurück und verkündete, daß er einen sehr guter Ankerplatz gefunden und eine große Menge der Eingebornen an dem Ufer der Insel gese-

hen habe. Da der Wind schwächer wurde, so brachte man das Boot und die Schaluppe vor das Schiff, um dieses in die Bucht zu buchsiren, allein bald sahen die Reisenden, daß alle ihre Anstrengungen umsonst waren, indem Ebbe und Fluth ihnen entgegen war, deßhalb fingen sie an, daß Schiff anzuholen, (d. i., es gegen den Strom zu ziehen) kamen aber sehr langsam voran, indem sie 45 bis 50 Klafter Wasser hatten und bemerkten, daß, jemehr sie in die Bucht vordrangen, die Senkschnur eine um so größere Tiefe anzeigte. Der Ort, den Turner am tauglichsten zum Ankern hielt, befand sich um eine niedere Spitze, die nördlich ungefähr 3 Meilen am Eingange der Bucht entfernt war. Ungeachtet aller Anstrengungen der Reisenden, ankerten sie doch erst um 8 Uhr in dem Eingange der Bucht, die kaum eine engl. Meile vom Lande entfernt war.

Viele Kähne kamen den Reisenden entgegen, während sie das Schiff anholten, und die Reisenden richteten an die Wilden mehrere bei den Bewohnern am Eingange des Prinzen William gebräuchliche Worte, welche sie aber nicht verstanden. Man konnte leicht aus der verschiedenen Bauart ihrer Kähne ersehen, daß sie eine eigene Völkerschaft bildeten. Im Süden von dem gegenwärtigen Landungsplatze der Reisenden sahen sie eine enge Bucht, welche sich sehr weit in die Insel zu verlängern schien und immer weiter wurde, jemehr sie sich dem Ufer näherte. Am Morgen des 24sten sahen die Reisenden nahe bei der

Oeffnung dieser Bucht, eine große Anzahl Eingeborner, die durch Zeichen winkten und sie einluden ans Land zu kommen. Capitain Dixon beschloß in seiner Schaluppe abzufahren, indem er glaubte, daß vorzüglich an diesem Theile die Wilden sich aufhielten. Er fand daselbst mehrere Eingeborne und zwei oder drei Hütten, allein die Bucht hatte zu wenig Wasser, als daß das Schiff hätte hineinfahren können. Deßhalb lichteten die Reisenden um 8 Uhr, als sich ein starker Ostwind erhob, die Anker und steuerten so viel wie möglich mit dem Winde gegen Norden. Um 2 Uhr ankerten sie ungefähr einen Pistolenschuß vom Ufer entfernt und sehr nahe bei zwei großen Hütten. Jetzt waren die Reisenden gänzlich in Land eingeschlossen, auf allen Seiten mit niederen und ebenen Inseln umgeben und gegen jeden Wind geschützt.

Die Indianer schienen die Reisenden mit Freuden ankommen zu sehen, und kamen ihnen entgegen, und da sie gleich verstanden, was sie suchten, so brachte ein alter Mann 8 bis 10 herrliche Häute von Fischottern. Dixon, der glaubte, hier einen guten Handel machen zu können, fand sich getäuscht, ebenso in dem Lande selbst, als er es etwas genauer besichtigte, indem er zugleich dessen Bewohner in größter Noth und Armuth fand.

Da es sehr wahrscheinlich war, daß die Reisenden diesen Hafen zuerst entdeckt hatten, so nannten die Britten ihn den Hafen Mulgrave, zu Ehren

des Lord Mulgrave. Dieser Landungsplatz Dixon's lag 59° 32' nördlicher Breite und 140° westl. Länge. Die Ausdehnung des Eingangs kann man nicht bestimmen; er enthält viele kleine und niedere Inseln und, wenn der Nebel sich vertheilte, konnte man ein erhabenes, bergigtes, ganz mit Schnee bedecktes Land überblicken. Diese Insel, sowie der übrige Theil der Küste sind ganz mit Fichten bedeckt.

Die Zahl der Wilden, die auf den verschiedenen Theilen des Eingangs wohnen, belaufen sich ungefähr auf 600 Personen nebst Frauen und Kindern. Sie sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, sie haben wohl proportionirte Glieder, jedoch lieben sie, sich das Gesicht mit verschiedenen Farben zu bemalen, so daß man über ihre wahre Gesichtsfarbe nicht urtheilen kann. Doch gelang es den Reisenden, eine Frau, sowohl durch eindringende Bitten als auch durch unbedeutende Geschenke, zu vermögen, sich das Gesicht und die Hände zu waschen. Die Veränderung, welche diese Reinigung auf ihrem Gesichte hervorbrachte, war für die Reisenden eine große Ueberraschung. Ihre Haut hatte ganz die blendende Frische der freundlichen englischen Milchmädchen; das Rothe ihrer jugendlichen Wangen bildete einen schönen Contrast mit ihrem blendend weißen Hals, und ihre schwarzen Augen mit den Augenbraunen von derselben Farbe gaben ihr einen wunderbaren Reitz, eine eigne Lebhaftigkeit, kurz sie hätte sogar in England für eine

Schönheit gelten können. Allein dieses schöne Ebenmaaß in den Zügen der Weiber ist durch eine sonderbare Sitte gänzlich verstellt. Sie machen nämlich eine Oeffnung im Fleische unter der Unterlippe, die in einer Linie parallel mit dem Munde fortgesetzt wird und eben so lang ist. In diese Oeffnung fügen sie ein Stück Holz von elliptischer Form und ungefähr einen halben Daumen dick; seine Oberfläche ist von beiden Seiten ungefähr wie ein Löffel ausgehöhlt, ausgenommen, daß die Höhle nicht so tief ist. Die zwei Ende sind ebenfalls nach Art zweier Rollen ausgehöhlt, damit dieser kostbare Schmuck um so mehr an der Lefze befestiget sey, die dadurch wenigstens drei Daumen breit in horizontaler Richtung ausgedehnt wird, und folglich alle Theile des untern Gesichtes verstellt. Dieses Holz tragen nur die Frauen und zwar wie es schien, nur diejenigen, welche eines größeren Ansehens genossen.

Ihre Wohnungen sind die elendesten Schlupfwinkel, die man sich nur denken kann. Einige Pfähle, ohne Ordnung und Regelmäßigkeit in die Erde gesteckt, umgeben und bedeckt mit Brettern, die gar nicht mit einander verbunden sind, bilden ihre Hütten; sie sind mit so wenig Sorgfalt verfertigt, daß sie nicht einmal vor Schnee und Regen schützen können. Auch haben sie keine eigne Oeffnung für den Rauch, sondern dieser entwischt durch die zahlreichen Spalten, die sich in diesen armseligen Wohnungen befinden.

Das Innere dieser Hütten gibt ein wahrhaftes Bild von der Unreinlichkeit und Trägheit ihrer Bewohner. In ein Eck werfen sie die Knochen und Ueberreste ihres Mittagessens, in einem andern bewahren sie die Vorräthe verdorbener Fische, angegangener Fleischstücke, Fett und Oel ꝛc., kurz das Ganze beweist in welchem elenden Zustande der Mensch leben kann. Und doch sind die Wilden in ihren erbärmlichen Hütten vielleicht oft vergnügter, als mancher unumschränkte Regent in seinen vergoldeten Gemächern. Die Hauptursache, warum die Wilden so wenig auf ihre Wohnungen verwenden, mag wohl darin liegen, weil ihr Aufenthalt an einem Orte nicht beständig ist, sondern sobald ihr Befehlshaber die Jagd oder den Fischfang weniger ergiebig an einem Orte gefunden hat, als er erwartete, sogleich ihre Hütte zusammen reißen, die Bretter in die Kähne werfen läßt, und einen andern Aufenthalt sucht.

Die kleinen Kähne der Wilden sind sehr künstlich gebaut, nicht dasselbe gilt von den großen. Diese sind aus einem Baumstamme gemacht, roh ausgehöhlt ohne Verhältniß und regelmäßige Form und fassen 12 bis 14 Menschen. Außerdem daß die Wilden die Kähne sehr gut zu lenken verstehen, sind sie auch sehr geschickte Fischer und sind darin so geübt, daß die Reisenden, welche oft mit ihnen auf den Fischfang ausfuhren, immer bedeutend weniger Fische bekamen.

als die Wilden, obgleich jene viel bessere Angeln hatten.

Ihre Speisen bereiten sie, indem sie glühende Kieselsteine in einen Weidenkorb bringen, wo Stücke von Seekälbern und Seefische sind, welche sie sorgfältig zudecken. Manchesmal machen sie auf dieselbe Art Brühe und Suppe von Fischen, und obgleich die Reisenden ihnen kupferne Kochtöpfe gegeben und die Art sich derselben zu bedienen, angewiesen hatten, so zogen sie doch immer ihre Methode dieser vor. Die Wilden lieben auch vorzüglich eine Pflanze zu kauen, die eine Art Taback zu seyn scheint, der sie aber noch etwas Kalk beimischen.

Die Art, wie die Wilden ihre Todten behandeln, ist interessant. Sie trennen nämlich den Kopf von dem Körper und nachdem sie beide in Pelze eingewickelt haben, bringen sie den Kopf in eine viereckige Schachtel, den Körper aber in einen länglichen Kasten. An jedem Ende dieses Kastens, in welchem der Körper enthalten ist, befindet sich ein großer Pfahl, ungefähr zehn Fuß hoch, der quer in der Erde befestigt ist, so, daß sich diese Pfähle vereinigen und mit einem Seile an einander gebunden werden. Ungefähr zwei Fuß über diesem Hügel von zwei Holzstäben erhebt sich quer ein anderes kleines Stück Holz, welches sehr geschickt an jedem Pfahl befestigt ist, auf dieser steht alsdann die Schachtel, in welcher sich der Kopf befindet und welche gewöhnlich noch mit einer doppelten

oder dreifachen Reihe von Muscheln und manchesmal von hineingesetzten Zähnen verziert ist; überdieß ist sie auch mit verschiedenen Farben bemalt.

## XVI. Kapitel.

Da, wie schon im vorhergehenden Artikel gesagt worden ist, Capitain Dixon keine Hoffnung mehr hatte, im Hafen von Mulgrave Waaren einzuhandeln, so beschloß er beim ersten günstigen Wind diese Insel zu verlassen, und da sich am Morgen des 4. Juni ein starker Wind von Süd-Osten erhob, so zogen die Matrosen das Schiff aus dem Hafen und segelten ab. Nachdem die Reisenden bis zum 11ten ihre Fahrt ohne große Hindernisse, außer öfters eintretender ungünstiger Witterung und entgegengesetzten Winden, zurückgelegt hatten, entdeckten sie zuerst wiederum an diesem Tage Land, steuerten darauf zu und befanden sich des Abends ungefähr eine Meile von der Küste entfernt. Jetzt sahen sie eine zweite Bucht, welche ein guter Hafen zu seyn schien. Ungefähr eine Meile von dieser Bucht entfernt lag eine kleine Insel, und die Reisenden steuerten auf die Meerenge zwischen dieser Insel und der Bucht los.

Am Morgen des 12ten sahen die Reisenden eine große Schaluppe voll von Leuten in einer bedeutenden Entfernung, welche sich mit unglaublicher Geschwindigkeit fortbewegte. Auch sahen sie etwas aufziehen,

was einer weißen Flagge glich. Die Reisenden waren in der gespanntesten Erwartung, die einen glaubten es seyen Russen, die andern Spanier; als sie sich dem Gegenstande ihrer so genauen Untersuchung immer mehr näherten, erkannten sie, daß es ein Kahn voll Indianer sey und erfuhren freudig von ihnen, daß sie das Land bewohnen, welches an den Eingang gränzt, in den sie steuern wollten. Sie hatten am Abende zuvor das Schiff der Reisenden erblickt, sind demselben gefolgt, haben aber dasselbe, als es während der Nacht in die hohe See fuhr, wieder aus den Augen verloren.

Kurz darauf legte sich der Wind und man ließ das Boot und die Schaluppe vor das Schiff bringen, um dieses in die Bucht zu buchsiren. Während dieser Zeit kauften die Reisenden von ihren neuen Bekannten einige Pelze von wenig werth, erhielten aber die Versicherung, daß sie in der nahe gelegenen Bucht viele Eingeborne und eine Menge von Pelzen finden würden. Diese Nachricht, obgleich man ihr kein volles Zutrauen schenken konnte, freute sie doch außerordentlich. Was man anfangs für eine weiße Flagge hielt, war nichts als ein Büschel weißer Federn, der am Ende einer langen Stange festgebunden war, und wie es schien, ein Zeichen der Freundschaft und des Friedens seyn sollte. Am Abende entdeckte man eine Bucht im Norden, die gegen die Winde sehr gedeckt zu seyn schien und segelte, als sich ein günstiger Wind

erhob, sogleich auf sie los. Lieutenant Turner wurde in der Schaluppe an den Eingang dieser Bucht geschickt, um einen Landungsplatz zu suchen, und White, dritter Lieutenant fuhr in einem Boote voraus, um die Tiefe zu untersuchen. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß die Bucht gut zum Ankern sey, der Boden fest und das Senkblei 8 bis 10 Klafter Wasser anzeige, weßhalb Capitain Dixon daselbst ungefähr 3 Meilen von der Küste entfernt ankern ließ. Turner kam am folgenden Nachmittage zurück, nachdem er seine Untersuchungen angestellt hatte. Er fand mehrere Häfen, wo man sich gegen die Winde schützen konnte, allein alle hatten einen Grund von Felsen, deßhalb beschloß Dixon, in der Bucht zu bleiben, wo er sich jetzt befand, da sie überdieß gegen die Winde gedeckt, und zum Handel mit den Indianern sehr bequem gelegen war.

Den 13ten gleich mit Tagesanbruch kamen mehrere Kähne voll Insulaner, welche, nachdem sie einige Zeit gesungen hatten, anfingen zu handeln und den Reisenden eine große Menge Häute von Fischottern verkauften. Am liebsten tauschten die Wilden ihre Waaren gegen Eisenwaaren ein. Sie nahmen auch eherne Becken, Aexte, Hacken, Ringe, allein von allen diesen hatten sie doch die Becken am liebsten; obgleich die Aexte und Hacken ihnen vom größten Nutzen waren, so wollten sie dieselben doch nur für geringere Pelze nehmen. Am 21sten fing der Handel

sehr an abzunehmen, die Wilden brachten nur noch alte abgenutzte Kleider, jedoch war ihr Betragen ganz verschieden von dem der Eingebornen von Mulgrave; auch schienen sie lebhafter und thätiger zu seyn, als diese.

Obgleich der Handel der Hauptzweck der Reisenden an dieser Küste war, so beschäftigten sie sich doch mit andern ebenfalls wesentlichen Dingen. Sie schickten mehrere ihrer Leute ans Land, um Holz zu hauen und die Gefäße mit Wasser zu füllen. Anfangs betrugen sich die Wilden dabei sehr ordentlich; allein bald belästigten sie die Schiffsleute und versuchten ihre Säcke auszuleeren, selbst die Aexte derjenigen, welche arbeiteten, zu stehlen. Da man sie aber nicht gewaltsam behandeln wollte, so gingen die Matrosen nur bewaffnet ans Land und da die Wilden den Capitain Dixon auf der Jagd schießen sahen, so hatten sie eine solche Furcht vor ihren Gewehren, daß jene ungestört fortarbeiten konnten.

Der Theil des Einganges von Norfolk, wo sich die Reisenden jetzt befanden, liegt 57° 3′ nördl. Breite und 135° 36′ westl. Länge. Der Berg Edgecombe liegt west-süd-westlich in einer Entfernung von wenigen Meilen. Der Eingang dieser Insel hat eine sehr weite Ausdehnung und steht ohne Zweifel in Verbindung mit der Bucht der Inseln. Als die Reisenden im vorigen Jahre an dieser Küste hinfuhren, hatten sie vergebens den Durchgang im Westen vom

Cap Edgekombe gesucht. Hätte der Wind ihnen erlaubt, die süd-östliche Spitze dieses Cap's zu umsegeln, wie sie sich am Morgen des 15. Septembers 1786 vorgenommen hatten, so hätten sie ohne Zweifel die Bucht gefunden, wo sie sich jetzt befinden.

Die Eingebornen gleichen sehr viel in ihren Zügen und in ihrem Aeußeren denen, welche man zu Mulgrave gesehen hatte. Ihr Gesicht ist auch mit verschiedenen Farben bemalt, und die Frauen verstellen auf die obenbeschriebene Art ihre Lippen.

In ihrem Handel beobachten sie sehr viel Ordnung. Sie kommen immer mit Tagesanbruch und singen eine halbe Stunde, ehe sie anfangen zu handeln. Der Befehlshaber eines Stammes leitet den Handel seiner Untergebenen und ist sehr besorgt die Waaren vortheilhaft anzubringen. Wenn ein Stamm kommt, während der Befehlshaber eines andern noch mit Handeln beschäftigt ist, so wird er, wenn er gute Geschäfte macht, gewöhnlich auch von jenem beauftragt, die mitgebrachten Pelze zu verkaufen. Doch oft zeigte sich auch ein gewisser Neid unter den Stämmen, wenn die einen einen bessern Handel machten, als die andern. Gegen Mittag verlassen die Indianer das Schiff, wo sie dann am Ufer ihr Mittagessen verzehren; ein Beweis, daß sie doch einmal des Tages um eine bestimmte Zeit essen, und daß diese Zeit nach der Sonne bestimmt wird. Ebenso verlassen sie das Schiff gegen 4 Uhr des Nachmittags.

Des Abends machen sie wieder Besuche auf dem Schiffe, aber mehr um sich zu erholen als des Handels wegen, und wenn sie fortgehen, fangen sie an zu singen und hören nur mit Einbruch der Nacht auf, so daß sie den Tag mit Gesang beginnen und enden.

Die Kleider, welche die Bewohner dieser Küste tragen, bestehen aus Häuten, welche auf verschiedene Art an einander genähet sind. Außer dieser gewöhnlichen Kleidung haben sie auch eine Art Mäntel, die sie bei großer Kälte tragen. Sie scheinen aus zusammengenähten Schilfrohren zu bestehen.

Da die Reisenden am 22sten bemerkten, daß die Wilden keine Waaren mehr zum verhandeln hatten, so beschlossen sie beim ersten günstigen Winde abzusegeln. Doch hatten sie noch nirgends so große Vorräthe gemacht, wie an dieser Küste, indem sie bei 200 Häute von Fischottern erster Güte, eine große Menge von denselben zweiter Güte, bei 100 Häute von Seekälbern und eine große Anzahl schöner Castorschweifen gekauft hatten.

## XVII. Kapitel.

Am 23. Juni mit Tagesanbruch erhob sich ein günstiger Wind und die Reisenden lichteten daher die Anker und segelten ab. Capitain Dixon wollte so nahe als möglich am Land hinfahren, um alle Orte zu untersuchen, wo er hoffen konnte, Eingebornen zu

begegnen. Des Nachmittags ging der Wind stärker, und da man nord-östlich einen schönen Eingang sah, so steuerte man darauf los; weil sich aber der Wind gegen Norden drehte und Ebbe und Fluth sehr heftig waren, so segelte man in eine schöne Bucht, welche süd-östlich lag. In ihrer Mündung zeigte das Senkblei 50 bis 60 Klafter Wassers und einen Grund von Felsen, allein sobald man weiter hinein fuhr, zeigte das Senkblei nicht mehr als 21 Klafter Wassers und einen Grund von Schlamm. Hier warf man Anker und das Schiff war ganz von zwei Ländern eingeschlossen und war sowohl von der südlichen als nördlichen Küste nur einen Flintenschuß entfernt.

Obgleich dieser Ort gemacht schien, die Wilden einzuladen, sich daselbst nieder zu lassen, so sahen doch die Reisenden keinen einzigen Eingebornen. Des Abends gab man Feuer, um die Neugierde der Insulaner zu erregen, wenn etwa welche in der Nähe wären. Der Morgen des 24sten war sehr schön, allein man sah keinen Indianer; deßhalb ließ Capitain Dixon die Schaluppe ins Meer bringen und segelte ab, um zu sehen, ob er nicht in den benachbarten Häfen und Buchten welche fände. Er kam gegen Mittag ohne irgend einen Erfolg zurück.

Am Nachmittage segelte Dixon wieder ab, um den Weg gegen Norden zu untersuchen. Das Wetter war schön und man brachte deßhalb die Pelze auf das Verdeck, um sie zu lüften und fand sie alle im beßten

Zustande. Abends gegen 11 Uhr kam Dixon wieder ohne Jemand gesehen zu haben. Da mehrere Pulver-Fäßer ihre Reife verloren hatten, so wurde das darin befindliche Pulver naß und man fand daher keinen Hafen geeigneter dasselbe zu trocknen, als diesen. Daher brachte man den 25sten das Pulver ans Ufer und ließ durch den Faßbinder die Fäßer wieder herrichten, was beides bald geschehen war. Capitain Dixon begab sich wieder auf seine Untersuchungen, kehrte aber wieder mit eben so wenigem Erfolge, wie die früheren Tage zurück.

Dieser Hafen lag 60° 35′ nördlicher Breite und 135° westlicher Länge; die Reisenden nannten ihn den Hafen Banks, zu Ehren des Sir Joseph Banks. Obgleich dieser Hafen keine weite Aussicht hat, so ist er doch der angenehmste und freundlichste Ort, den die Reisenden auf dieser Küste gesehen haben. Das Land im Norden und Süden erhebt sich ziemlich hoch und gibt ein treues Bild des Winters; obgleich die Seiten der Hügel mit ewigem Schnee bedeckt sind, so verschaffen doch die vielen Fichten, die ihr stolzes Haupt in die Lüfte erheben, einen schöneren Anblick, als die unfruchtbaren Berge, welche man nord-westlich vom Kooksflusse sieht. Im Osten ist das Land niederer und die Fichten scheinen daselbst mit der größten Regelmäßigkeit gepflanzt zu seyn.

Ein längerer Aufenthalt an diesem Orte wäre

Zeitverschwendung gewesen; daher lichtete man den 26sten die Anker und buchsirte, da kein Wind ging, das Schiff mit den zwei Schaluppen aus der Bucht heraus. Gegenwinde, Nebel und Regenwetter hielt die Fahrt der Reisenden sehr auf. Sie steuerten zwar öfters dem Lande zu, wollten auch in mehrere Buchten einlaufen, aber immer trat dann Nebel ein oder die Buchten waren nicht geeignet, darin zu ankern, so daß sich die Reisenden genöthiget sahen, wieder in die hohe See zu steuern. Am 1. Juli entdeckten sie eine tiefe Bucht im Nord-Osten und beschlossen, wenn es möglich wäre, daselbst zu landen; sie befanden sich an diesem Tage 54° 22′ nördlicher Breite und 134° westlicher Länge. Die Nacht aber waren die Winde so unbeständig und das Meer in solcher Bewegung, daß alle ihre Bemühungen, in die Bucht zu gelangen, ohne Erfolg blieben. Da sich jedoch am Morgen des 2ten ein Nord-Ostwind erhob, so steuerten sie gegen das Land zu. Gegen 7 Uhr sahen die Reisenden zu ihrer großen Freude mehrere indische Kähne, die von der hohen See her zu kommen und auf sie los zu segeln schienen. Es waren Fischer und mehrere von ihnen hatten Mäntel von Castor, welche die Reisenden ihnen abkaufen wollten; allein sie schienen dazu nicht geneigt, obgleich ihnen die Reisenden alles mögliche zum Eintauschen anboten. Sie wandten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Schiff. Nachdem sie aber ihre Neugierde befriedigt hatten, tauschten

sie gegen Eisenwaaren Mäntel und Häute aus; auch gaben sie den Reisenden das Zeichen an die Küste zu steuern, indem sie daselbst viele Eingeborne und Felle finden würden.

Gegen 10 Uhr befanden sich die Reisenden eine Meile von der Küste entfernt und gegenüber von einem Dorfe, wo die Indianer wohnten; es bestand aus 6 Hütten, die regelmäßiger gebaut waren, als irgend eine, die man früher getroffen hatte, und seine Lage schien sehr schön zu seyn. Allein die Küste war mit Felsen umgeben, weßhalb die Reisenden, als sie eine Bucht im Osten sahen, sogleich, begünstigt von einem Nord-Ostwind, darauf lossteuerten. Die Wilden, welche das Schiff gegen die Bucht lossegeln sahen, folgten demselben sogleich mit noch mehreren andern Kähnen.

Als die Reisenden in die Nähe der Bucht kamen, so schien sie ihnen ein sehr guter und von allen Seiten gedeckter Hafen zu seyn. Sie waren ungefähr eine Meile von der Bucht entfernt, als unglücklicherweise ein Gegenwind und die Ebbe und Fluth das Schiff so zurückwarfen, daß es unmöglich war, in den Hafen zu gelangen und daß die Reisenden genöthigt waren, den Obersegel einzuziehen, um mit den Indianern handeln zu können. Nun kamen bei 10 Kähne mit ungefähr 120 Personen um die Schiffe, von denen viele herrliche Mäntel von Kastorhäuten, andere kostspielige Pelze und jeder etwas mitbrachte. Ein jeder

wollte zuerst seine Waaren absetzen und sie stritten sich selbst darum und warfen ihre Pelze weg, wenn ihnen dieselbe nicht gleich Jemand abnahm. In einer halben Stunde hatten die Reisenden bei 300 Castorhäute von der ersten Güte gekauft, und sie waren um so mehr darüber erfreut, weil der Eifer der Wilden und die Menge ihrer Pelze deutlich bewiesen, daß dieser Handel fremd für sie sey, oder doch wenigstens schon lange von ihnen nicht getrieben wurde und weil dieses einen guten Erfolg für die Zukunft hoffen ließ. Um 3 Uhr hatte man alle Waaren abgekauft, und da der Gegenwind immer noch anhielt, so segelte man von der Bucht hinweg, in der Absicht, wieder dahin zurückzukehren.

Am Morgen des 3ten erhob sich ein guter Ostwind, doch waren die Reisenden kaum eine Meile vom Ufer entfernt, als Ebbe und Fluth das Schiff mit Gewalt an die Spitze eines Felsen trieb, der nördlich von der Bucht lag. Man ließ daher das Boot und die Schaluppe herab, um das Schiff zu buchsiren und gegen den Felsen zu sichern. Mehrere Kähne kamen zu den Reisenden, die Wilden wurden aber für dieselben erkannt, die den Tag vorher da waren; auch hatten sie nichts Bedeutendes zu verhandeln. Dieß war auch der Grund, warum die Reisenden nicht mehr in den Hafen zurückkehrten, nebst dem, daß sie wahrscheinlich mehr Pelze finden würden, wenn sie sich gegen Osten wendeten. Um 3 Uhr erhob sich ein

günstiger Wind und die Reisenden segelten ab, nachdem sie die hervorragende Spitze der Bucht, wo sie zuerst gelandet waren, Cloakbai (die Bucht der Mäntel) genannt hatten.

Die Reisenden steuerten jetzt langsam an der Küste hin und suchten sich so wenig als möglich davon zu entfernen, welcher letztere Plan auch viel vortheilhafter war, als ruhig vor Anker zu liegen, weil sie so langsam an der Küste hinfahrend mit allen Bewohnern derselben handeln konnten. Schon am Nachmittage des 5ten, wo sich die Reisenden unter 53° 48′ nördl. Breite befanden, kamen mehrere Kähne denselben entgegen. Die Wilden brachten viele und sehr gute Mäntel, welche sie eifrig verkauften, allein die Art des Tausches war nicht dieselbe, wie bei den früheren, indem diese auf kupferne Kasterolen und eherne Pfannen den größten Werth legten. Die Wilden blieben bis zur einbrechenden Nacht auf dem Schiffe und versprachen am andern Morgen wieder zu kommen, was sie auch thaten und wo sie mehrere herrliche Mäntel und Häute von Fischottern verhandelten.

Als die Reisenden sich am Nachmittage des 7ten nahe an der Küste befanden, bemerkten sie mehrere Kähne, sie zogen daher die Segel ein und ließen das Schiff treiben, um sie abzuwarten. Der Ort, aus welchem die Kähne herausfuhren, bot einen sonderbaren Anblick dar; als die Reisenden mit mehr Aufmerksamkeit denselben untersuchten, fanden sie, daß

die Wilden in einer Art großer Hütte wohnen, welche auf einer kleinen Insel erbaut und nach Art einer Schanze wohl befestigt ist, weßhalb sie dieser Insel den Namen der Insel Hippa gaben.

Nach den verschiedenen Umständen, in welchen sich die Reisenden befanden, seitdem sie angefangen haben, in der Bucht des Mantels zu handeln, hatten sie sich überzeugt, daß die Bewohner dieser Küste einen wilderen Charakter haben und daß sie weniger in Gesellschaft leben, als alle andere Indianer. Als diese Wilden an Bord kamen, handelten sie mit sehr vieler Ruhe und belästigten die Reisenden sehr durch die Zeichen, womit sie dieselben einluden, ans Land zu kommen; zugleich gaben sie denselben zu verstehen, daß, wenn sie (indem sie gegen Osten zeigten) diesen Theil der Küste besuchten, die Wilden ihnen den Kopf abschneiden würden, ein Beweis, daß sie mit diesen in Feindschaft waren. Obgleich sich die Indianer gegen die Reisenden ordentlich benommen und sie nicht feindselig behandelt hatten, so waren doch ihre lästigen und zudringlichen Forderungen genug, um diese in ihrem Verdachte zu bestärken. Ihre Absicht war gewiß, die Reisenden in ihre Schanzen zu locken und dann nieder zu metzeln.

Die Reisenden kauften von diesen Indianern eine große Menge sehr guter Mäntel und mehrere Häute erster Güte, wofür sie ihnen Toks, eherne Töpfe und Messer gaben. Da man alle Pelze, welche die Wilden

gebracht hatten, aufgekauft hatte und keine Kähne mehr kamen, zogen die Reisenden die Segel wieder auf; als sie aber am Morgen des 8ten mehrere Kähne auf sie losfahren sahen, so hielten sie das Schiff in seinem Laufe ein, um sie abzuwarten. Als sie näher kamen, erkannten sie die Reisenden, es waren dieselben, mit welchen sie bei der Insel Hippa gehandelt hatten. Ihre Pelze waren mittelmäßig und um 10 Uhr verließen sie das Schiff, da sie nichts mehr hatten, worauf die Reisenden ihre Fahrt fortsetzten.

Den 9ten kamen wieder 5 Kähne an Bord des Schiffes, sie enthielten in allem ungefähr 40 Personen. Man kaufte von ihnen mehrere gute Mäntel und und Häute erster Güte. Diese Wilden bilden offenbar einen verschiedenen Stamm von dem, welcher die Insel Hippa bewohnt; allein sie schienen eben so wild und grausam zu seyn und waren immer mit Waffen zum Angriff versehen. Sie handelten aber friedlich mit den Reisenden und nachdem sie alle Pelze verkauft hatten, verliessen sie die Schiffe.

Indem Dixon die Küste hinlief, verging kein Theil des Tages, wo nicht Kähne, oft von verschiedenen Stämmen Eingeborner, bei ihm anlangten, welche ihm Mäntel und Pelzwerk vertauschten.

Den 23sten befanden sich die Reisenden unter 52° 13′ nördlicher Breite. Immer dauerte noch und mehrere Tage lang fort der Besuch und das Handeln

der Insulaner, welche mit ihren Kanots zu den Britten heranfuhren.

Endlich da Capitain Dixon an dieser Küste keine Pelze mehr zu erwarten hatte, so beschloß er um die östliche Spitze herumzufahren, um zu sehen, ob er vielleicht auf der entgegengesetzten Küste einige anständige finden würde. Da am 25sten das Fest des heil. Jakob (heil. James) gefeiert wurde, so nannte man die Landspitze, von wo diese obengenannten Felsen ausgehen, das Cap des heil. James. Am 27sten des Morgens kamen 4 Kähne an Bord des Schiffes, welche ungefähr 30 Indianer enthielten, unter denen sich mehrere alte Bekannten der Reisenden befanden; sie brachten Pelze und sehr schöne Häute, welches bewies, daß die Pelze auf diesem Theile der Königin-Charlotten-Inseln noch keineswegs erschöpft sind. Des Nachmittags kamen 3 andere Kähne und verkauften mehrere sehr schöne Häute. Diese Indianer zogen die Gefäße von Weißblech und die ehernen Töpfe den Hacken und Aexten vor.

Am Morgen des 28sten befanden sich die Reisenden 5 Meilen vom Lande entfernt und segelten, begünstigt von einem mäßigen Ostwind, gegen die Küste, von wo des Nachmittags mehrere Kähne an Bord des Schiffes kamen; jedoch waren viele von den Wilden, welche sich darauf befanden, den Reisenden ganz unbekannt. Die Pelze, welche sie mitbrachten, waren im Ganzen mittelmäßig. Die Reisenden lavirten und

fuhren meistens so nahe als möglich am Ufer hin, um keine Gelegenheit zu versäumen, mit den Wilden zu handeln, was auch geschah und wobei man gute Pelze erwarb. Auch Mäntel von Kranichen verfertiget handelten die Britten ein. So tauschte man einige Tage an der Küste ein, bis einige Eingeborne andeuteten, der Vorrath sey erschöpft.

Bis jetzt hatten sich noch alle Wilden, welche man begegnet hatte, obgleich sie ohne Zweifel alle sehr roh sind, doch ordentlich mit den Reisenden betragen; allein diese gaben deutliche Beweise von ihrem gefährlichen Charakter. Diejenigen, welche gekommen waren um die Seefische zu verkaufen, verlängerten mit Fleiß ihren Handel viel mehr als gewöhnlich, und suchten auf allerhand Art die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln. Während dieser Zeit fuhren mehrere Kähne an das Hintertheil des Schiffes und da die Indianer die Häute an dem Fenster einer Kammer aufgeschichtet sahen, so brachte einer von ihnen seine Lanze durch die Fenster, um sie zu stehlen. Als sie merkten, daß die Reisenden durch den Lärm herbeikamen, so ruderten sie so schnell als möglich um zu entfliehen. Um ihnen zu zeigen, daß man im Stande wäre, dergleichen Versuche auch in einiger Entfernung zu bestrafen, schossen die Reisenden mehrere Flinten ab; jedoch schien keiner der Wilden davon getroffen zu seyn.

Das Benehmen der Indianer zeigte jetzt deutlich

den Reisenden, daß sie nur noch sehr wenige Pelze an diesem Orte zu erwarten hatten und da die Zeit, welche bestimmt war zum König Georg in den Hafen von Nootka wieder zurückzukehren, beinahe verflossen war, so hielt es Capitain Dixon für räthig, so schnell als möglich diesen Ort zu verlassen. Schwache und unbeständige Winde und häufige Windstillen ließen jedoch die Reisenden befürchten, auf ihrer Fahrt sehr aufgehalten zu werden. Den 31sten steuerten sie gegen Süd-Osten und gegen Abend kam ein Kahn mit ungefähr 14 Personen, allein sie hatten beinahe nichts zu verkaufen. Sie gaben den Reisenden zu verstehen, einer ihrer Kameraden sey an den Wunden, welche ihm ihre Flintenschüße verursacht hätten, gestorben, daß jedoch dieses Ereigniß nichts in ihren Gesinnungen gegen die Reisenden ändere. Sie nahten sich wirklich dem Schiffe ohne Furcht und schienen blos die Absicht gehabt zu haben, den Reisenden diesen Tod zu melden.

Die große Anzahl der Buchten und Meerengen, welche Dixon und die Seinen, als sie am Ufer der Küste hinfuhren, bemerkten, so wie der Umstand, daß sie an beiden entgegengesetzten Küsten immer dieselben Eingebornen begegneten, machten ihnen wahrscheinlich, daß dieses Land eher eine Gruppe von Inseln, als ein einziges zusammenhängendes Land sey und nannten es deßwegen die Inseln der Königin Charlotte. Sie erstrecken sich vom 51° 42′ bis zum 54°

24′ nördl. Breite und vom 130° bis zum 133° 30′ westl. Länge. Das Land ist an manchen Orten sehr erhaben, allein der Boden nicht bergigt und ganz mit Fichten bedeckt, welches einen schönen Kontrast mit dem Schnee bildet, womit die erhabenen Gegenden immer bedeckt sind. Die Witterung war, während die Reisenden an diesen Inseln sich aufhielten, meistens mild und angenehm und der Thermometer stand gewöhnlich auf 54°.

Die Zahl der Eingebornen schien nicht bedeutend zu seyn. Die Weiber schlitzen sich den unter den Unterlippen befindlichen Theil des Gesichtes eben so auf wie jene am Eingange von Norfolk, jedoch mit dem Unterschiede, daß auf den Königin Charlotten Inseln der Zierrath des Holzes, welches sie hinein befestigen, von allen Frauen ohne Unterschied getragen wird, während am Eingange von Norfolk nur die Frauen höheren Ranges sich damit schmücken.

Die Eingebornen schienen den Britten sehr eifersüchtig auf ihre Weiber. Die Britten geben auch an, daß sie wild und stehlerisch gewesen seyen.

Obgleich alle Stämme, welche die Reisenden getroffen haben, von einem Befehlshaber regiert werden, so sind sie doch alle in Familien getheilt, welche ihre eigenen Gesetze und einen Unterbefehlshaber haben, dem sie gehorchen. Gewöhnlich schließt der Befehlshaber den Handel für einen ganzen Stamm ab; jedoch hat jede Familie, wenn sie mit seinem Handel nicht

zufrieden war, das Recht, mit ihren Pelzen nach eigenem Willen zu verfahren und der Befehlshaber muß nachgeben.

Den 7. August befanden sich Dixon und die Seinen nach übler Fahrt unter 49° 48′ nördl. Breite, das heißt 12 Meilen von der Breite des Eingangs zum König Georg entfernt; da der Wind aber sehr schwach ging, so näherten sie sich sehr langsam dem Eingange. Den 8ten erblickten sie einen Segel im Süd-Osten und bald nachher ein kleineres Schiff, welches unter seiner Admiralschaft mitsegelte. Anfangs glaubten die Reisenden, es sey das Schiff König Georg und seine große Schaluppe; allein bald sahen sie, daß das kleine Schiff viel größer war als letztere. Da Dixon ost-nord-östlich steuerte, und er deutlich bemerkte, daß die zwei fremden Schiffe auf sie lossegelten, so fuhr er auf ihrem Wege immer vorwärts. Die Britten machten viele Vermuthungen, zu welcher Nation diese Schiffe gehören möchten, als endlich Capitain Dixon, der diesen Zweifeln ein Ende machen wollte, den Befehl gab, das Schiff zu wenden und eine Kanone abzufeuern. Das kleine Schiff erwiederte sogleich den Schuß und zog die Flagge der englisch-indischen Kompagnie auf. Als sie sich in Sprechweite befanden, erfuhren die Reisenden zu ihrer Freude, daß sie von London kämen. Das große Schiff hieß Prinz von Gallas und war von Capitain Collinett befehligt und die Corvette trug

den Namen der Kronprinzessin und war von Capitain Dunkan befehligt.

Dixon und die Seinen erfuhren, daß sich mehrere ihrer Freunde in London noch wohl befinden und daß man sie daselbst in der Themse gegen Ende dieser Jahreszeit erwarte.

Diese Schiffe hatten England im September 1786 verlassen und hatten eine Kommission auf dem Lande von Staten errichtet, um daselbst ihre verhandelten Waaren zu sammeln. Nach mancher freundschaftlicher Auskunft trennten sich die Landsleute wieder auf den verschiedenen Wegen ihrer Bestimmung.

## XVIII. Kapitel.

Dixon's Bestimmung war nun, Amerika zu verlassen, und den Pelzhandel mit China zu eröffnen. Dixon richtete seinen Lauf nach Owyhee, der größten der Sandwichs-Inseln, und kam dort am 2. September 1787 an.

Diese Ueberfahrt von Amerika's Küste nach der Insel Owyhee, war unstreitig die glücklichste während seiner ganzen Reise. Er glaubte zu dieser Ueberfahrt wenigstens fünf Wochen zu brauchen, und es war noch kein Monat verflossen, so war er schon da. Sogleich begann der Verkehr und Handel mit den Eingebornen. Dieselben kletterten aus Handelsbegierde an den Seiten des Schiffes hinauf, um schnel-

ler an Bord zu kommen. Aber eine bei weitem größere Anzahl trieb die Neugierde an Bord, um zu suchen, ob es nichts zu entwenden gäbe. Einer von diesen Dieben benutzte den Augenblick, wo ein jeder von den Schiffs-Leuten mit Handeln beschäftigt war, entwendete eine eiserne Ofengabel, und sprang über Bord. Die Reisenden riefen ihm zu, aber er ließ sich nicht irre machen, und schwamm immer schneller gegen das Ufer. Um dieselben abzuschrecken von dergleichen Diebereien, ließ der Capitain einigemal auf ihn schießen, und es traf ihn auch eine Kugel, jedoch ohne ihn gefährlich zu verwunden.

Dessen ungeachtet ließen sich die Indianer nicht abschrecken durch dieses Beispiel, sondern setzten ihren Handel fort. Der Capitain hatte nicht die Absicht, an dieser Insel zu landen, sondern lavirte nur an den Ufern, und versah sich mit Schweinen und Gemüsen. Mittags sahen die Reisenden Mowee. Dasselbe Verfahren beobachtete auch Dixon hier.

Um 3 Uhr des 8ten steuert er nach Whahoo, jener Insel, wo er sich vorgenommen hatte, sich mit Holz und Wasser zu versehen. Die Britten sahen die Eylande Tahura, Renai, verkehrten mit einigen Kähnen aus diesen Inseln und langten am 10ten zu Whahoo an.

Gegen Abend kam eine große Anzahl Wilde, aber meistens Weiber, welche letztern sich den Reisenden für die Nacht anboten. Am 11ten kam während des

Nachmittags der alte Bekannte und der Priester, begleitet von seinem gewöhnlichen Gefolge. Er sagte, daß der König ihnen einen Besuch abstatten wolle, bevor er es zugäbe, daß seine Unterthanen sie mit Wasser und Lebensmittel versähen. Diesem Versprechen zufolge kam der König Tekretekre an Bord, begleitet von vielen Oberhäuptern, und seinem Neffen Myaro.

Der König beschenkte die Reisenden mit einem sehr schönen Schweine und einigen Kokos-Nüssen; aber man sah, daß er die Absicht hatte, sein Betragen nach seiner Aufnahme von der Seite der Reisenden, und nach ihren Geschenken zu richten. Er that viele Fragen in Betreff des Capitain Portlock, und zeigte große Begierde, ihn zu sehen; Myaro und mehrere Oberhäupter fragten nach Neuigkeiten von Piapa, und schienen erfreut, zu hören, daß er auf Attui sey.

Nachdem Tekretekre seine Neugier befriedigt hatte, machte ihm der Capitain Dixon mehrere Eisenwaaren und andere Kleinigkeiten zum Geschenke, und der König kehrte zurück. Alsbald sahen die Reisenden, daß ihre Geschenke einen guten Erfolg hervorbrachten; denn es kam eine große Anzahl Indianer, und brachten ihnen Wasser in so großer Menge, daß sie vor Sonnen-Untergang 14 Pipen (ein Maaß für flüssige und andere Gegenstände) füllten.

Am 12. September wurden die Reisenden schon

beim Anbruche des Tages von Kähnen umringt, welche ihnen Wasser zuführten. Auch Holz wurde herbeigeschafft.

Gegen Mittag machte Tekretekre mit seinem Gefolge den Reisenden einen zweiten Besuch, und schenkte ihnen zwei Schweine und Kokos-Nüsse. Da der Schmied gerade arbeitete, so ließ der Capitän Dixon einen Pasou, eine Art Lanze für den König verfertigen, was ihm großes Vergnügen machte. Als man um 3 Uhr Nachmittags hinlänglich mit allem Nöthigen versehen war, so ließ der Capitain alle Anstalten zur Abfahrt machen.

Unterstützt von einem frischen Ostwinde lichteten die Britten am 13. September des Morgens um 5 Uhr die Anker, und steuerten auf Attui zu. Am 15ten des Morgens um 8 Uhr entdeckten sie den Königsberg auf Attui, und um 9 Uhr waren sie nur noch zwei Meilen von der Küste von Attui. Sogleich kam eine große Anzahl Insulaner an Bord, welche den Reisenden Pataten und Tarow brachten. Sie fuhren fort, auf die Bucht von Wymoa zu steuern, was ihnen aber ein widriger Wind nicht gestattete. Eine große Anzahl Indianer kam auf die Schiffe, und waren sehr erfreut, die Reisenden wieder zu sehen; die Britten sprachen mit ihnen von Abbenue und seinem Sohne Tyheira, und erfuhren, daß sie alle zwei zu Oneehow seyen.

Gegen 3 Uhr kam ein alter Freund der Reisen-

den, Long-schanks an Bord; er war so erfreut, sie wieder zu sehen, daß er häufige Thränen vergoß. Sie erfuhren von ihm, daß Abbenue auf Attui sey, und nicht auf Oneehow, wie man ihnen Anfangs gesagt hatte.

Abends um 6 Uhr warfen die Reisenden Anker und kurze Zeit darauf kam Tyheira mit Frau und zwei kleinen Kindern an Bord, dann auch Abbenue sein Vater. Die Absicht des Capitains war, nur so lange hier zu verweilen, als nöthig sey, um die Schiffe mit Schweinen und Vegetabilien zu versehen, welche auch gar bald erfüllt war. Abbenue sagte den Reisenden, daß der König sich vorgenommen habe, an Bord zu kommen. Wirklich gegen 10 Uhr Morgens kam er an Bord an nebst einem großen Gefolge. Er zeigte große Freude, sie wieder zu sehen, und als er erfuhr, daß sie nur so lange hier bleiben wollten, bis sie sich hinlänglich mit Vorräthen versehen hätten, so schien er sehr geschäftig, sie ihnen zu schaffen.

Als sich gegen Mittag ein frischer Wind erhob, wollte Dixon die Anker lichten lassen; als er aber den Vorrath von Vegetabilien untersuchte, so fand er es für nothwendig, ihn zu vermehren. Sobald der König dieß erfuhr, so kehrte er auf die Insel zurück, und sagte, daß er alsbald mit Aru-Aru, d. h. mit einer großen Menge Tarrow, zurückkehren werde. Während der Zeit hielt man Alles zum Abfahren bereit.

Gegen 3 Uhr kam der König mit seinem Gefolge zurück, jeder in einem Doppel-Kahn, beladen mit Tarrow und Zucker-Rohr; so daß man nun hinlänglich versehen war.

Für diese Gefälligkeit machte Dixon dem Könige ein Geschenk mit einem großen Tok, was ihm sehr großes Vergnügen verursachte.

Die Sandwichs-Inseln wurden von Cook auf seiner letzten Reise in diese Gegenden entdeckt, und er nannte sie zu Ehren des Grafen von Sandwich, seines Beschützers, Sandwichs-Inseln.

Diese neue Entdeckung kostete aber dem Capitain Cook das Leben; indem er auf Owyhee getödtet ward.

Diese Inseln erstrecken sich von 18° 15′ bis zu 22° 15′ nördl. Breite, und von 154° 56′ bis zu 160° 24′ westl. Länge. Es sind an der Zahl eilf, nämlich: Owyhee, Mowee, Ranai, Morokinne, Tahoaroa, Moretoy, Whahoo, Attui, Oneehura, Nehow und Tahura. Diese Inseln sind überhaupt gebirgig, und einige von den Gebirgen sind sehr bedeutend. Es ist eine große Unbequemlichkeit bei diesen Inseln, daß sie keinen einzigen guten Seehafen haben.

Die Zahl der Einwohner mag sich ungefähr auf Zweimalhunderttausend belaufen.

Diese Indianer sind von Natur aus sanft und sehr treu und anhänglich. Sie lassen sich nicht leicht

in Zorn bringen. Ihre Bewegungen sind munter und lebhaft; sie sind immer bereit, den Fremden kleine Dienste zu leisten und alle ihre Unternehmungen verfolgen sie mit großem Eifer und Fleiß. Wenn sie einem ergeben sind, so bleiben sie ihm treu, und man kann sie nicht leicht dazu bewegen gegen den Vortheil ihres Freundes zu handeln. Dieses sind ihre guten Eigenschaften; nun ihre schlechten: Sie sind sehr dem Diebstahl geneigt und machen sich kein Gewissen daraus, zu stehlen, so oft sie Gelegenheit dazu haben. Hierin zeichnen sich besonders die Towtow's aus. Ungeachtet dieser Neigung zum Stehlen, haben sie sich doch noch nie eine Niedrigkeit zu Schulden kommen lassen, wenn die Reisenden ihnen etwas anvertrauten, so großen Werth es auch für sie hätte haben können.

Die Eingebornen sind gut proportionirt gewachsen, größtentheils aber nur mittlerer Größe. Die Weiber der Oberhäupter sind dicker, und haben eine viel zärtere Haut, als die gemeinen Weiber; eben so ist es auch mit den Oberhäuptern und den übrigen Indianern. Diese Indianer haben im Allgemeinen eine den Haselnüssen ähnliche Farbe, aber die der Weiber ist weniger braun; ihre Hände sind klein, und ihre Finger von einer ausgezeichneten Weichheit.

Beide Geschlechter gehen beinahe nackt; die Männer haben zu ihrer Bekleidung nur eine Art Gürtel, Namens Marow, welcher kaum hinreicht, die Ge-

schlechtstheile zu bedecken; aber der Asu, oder der Gürtel der Weiber ist etwas faltiger, und reicht gewöhnlich bis an die halben Schenkel.

Die Männer behalten ihren Bart und schneiden sich die Haare sehr kurz auf beiden Seiten des Kopfes; aber sie lassen sie von der Stirne bis an den Nacken wachsen, so daß ihr Haar einer Art von Helm gleicht.

Die Haare der Weiber sind am Hinterkopfe sehr kurz geschnitten, aber auf dem Mittenkopfe sind sie lang; sie salben sie häufig mit Kokos-Oel, und schmücken sie mit Blumenkränzen nach ihrem Geschmacke. Statt der Armbänder tragen sie Muscheln, und ihre Liebhaberei für diesen Putz war es, was den Köpfen bei diesen eitlen Indianerinnen so viel Werth gab; sie tragen auch eine Art von Halsband, bestehend aus verschiedenartigen Muscheln, welche in eine Schnur gefaßt sind; aber ihr schönster Schmuck ist ein Halsband, oder Araia, welches von den Federn eines Vogels gemacht ist.

Die Mützen und die Mäntel der Männer sind noch viel schöner und viel reicher; sie haben beinahe die Größe der spanischen Mäntel. Die Federn sind auf einem Netze befestigt und bilden rothe oder gelbe Drei- oder Vier-Ecke, was sehr gut läßt. Ihre Mützen sind von Bachweiden, und haben die Gestalt einer Sturmhaube. Die Erhöhung, welche an der Stirne anfängt und bis an das Genick geht, ist ge-

wöhnlich mit gelben Federn bedeckt, aber die beiden Seiten sind mit rothen Federn besetzt.

Solcher Schmuck ist in der That sehr geschmackvoll, aber selten. Nur die ausgezeichnetsten Oberhäupter tragen ihn, und zwar nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Sie tragen gewöhnlich weniger reiche Mäntel, die nur einen Besatz von rothen und gelben Federn haben.

Aber in Verfertigung dieses Putzes zeigen diese Indianer nicht allein ihre Geschicklichkeit und ihren Erfindungsgeist. Sie verfertigen auch ganz vorzügliche und nette Strohmatten, wie keine Fabrik in Europa, weben eine Art Leinwand aus dem Papiermaulbeerbaum (morus papifera) sehr geschickt, verfertigen sehr schöne Fächer, welche sie tragen, sehr gute Netze, sehr taugliche und nette Fahrzeuge, zweckmäßige Hausgeräthschaften, Waffen u. s. w.

Ihre Häuser haben große Aehnlichkeit mit den Heuschobern, und sind mit Binsen gedeckt; der Eingang ist so nieder, daß man nur kriechend hineinkommen kann. Ordnung und Reinlichkeit herrschen aber im Innern. Auf dem Boden ist eine große Matte ausgebreitet, wie ein Teppich. Da sie nicht in mehrere Theile abgetheilt sind, so ist der zum Schlafen bestimmte Platz etwas höher, als der übrige und mit feineren Matten bedeckt. Sie stellen auf hölzerne Bänke ihre Geräthschaften, als die Kürbiß-Flaschen, und hölzerne Schüsseln, was im Allgemeinen ihre

Meublirung ausmacht. Jene, welche Schweine oder Federvieh besitzen, sperren es in kleine Behälter, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, außerhalb des Hauses. — Auf folgende Weise kochen alle diese Indianer ihr Fleisch: Sie graben in den Boden eine hinlänglich tiefe Grube, legen viele glühende Steine hinein, bedecken sie mit Blätter, und legen auf diese das Fleisch; dann wird es mit einer neuen Lage von Blättern bedeckt, und darauf kommt wieder eine Lage glühender Steine, dann decken sie das Loch mit Grund zu. Wenn sie ein Schwein kochen, so füllen sie auch den Leib mit glühenden Steinen aus. Sie sind so an diese Art, das Fleisch zu rösten, gewöhnt, daß sie auf's Genaueste die Zeit bestimmen können, wenn es gar ist. Sie bereiten auch kleine Klöse von Tarow, welche sehr angenehm schmecken.

Das geschätzteste Fleisch bei ihnen ist das Schweine-Fleisch, und das von Geflügel. Das Hundsfleisch wird als eine der vorzüglichsten Speisen angesehen.

Die Towtow's und die Weiber nähren sich im Allgemeinen mit Fischen und Gemüsen. Das Gericht, welches sie am meisten genießen, ist eine Art Kuchen von Tarrow. Der Delphin ist der Fisch, den sie allen andern vorziehen; und die eigenthümliche Zubereitung dieses Fisches läßt ihn so lange aufbewahren, als man will. Jedoch ist es den Frauen untersagt, Fleisch zu essen.

Die Messer, deren sie sich beim Schlachten und Zubereiten der Schweine bedienen, sind von den Zähnen der Hayfische verfertigt, und sie gebrauchen sie mit eben so viel Schnelligkeit als Geschicklichkeit.

Die Sprache der Eingebornen ist weich und zart und klingt angenehm dem europäischen Ohre. Ueber die Heewa's, das heißt Gesänge, läßt sich nicht viel sagen, weil sie weniger einem Gesange gleichen, als einer Art sich deutlich und energisch auszudrücken, auch scheinen die Musikanten den Körper-Bewegungen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als den Modulationen der Stimme. Vorzüglich sind es die Weiber, die diese Konzerte aufführen. Anfangs beobachten sie bei den Gesängen einen langsamen und regelmäßigen Schritt, der Ton wird allmählig lebhafter und bewegter, und schließt mit starkem Gelächter.

Aber es ist ausgemacht, daß diese Indianer nicht die geringste Idee von einer Melodie haben, indem die Töne unveränderlich dieselben sind. Die Waffen dieser Indianer sind Lanzen, Schleudern, Bogen und Pfeile.

Sie haben auch Trommeln, welche sie schlagen, um ihre Heewas zu begleiten, und deren Höhe ungefähr 12 bis 16 Zolle beträgt. An den Seiten sind mehrere Löcher angebracht, und darüber ist die Haut eines Hundes gespannt. Diese Instrumente haben einen traurigen und widrigen Ton.

Beiderlei Geschlecht hat den Körper tätowirt;

jedoch ist diese Gewohnheit mehr unter den Männern gebräuchlich, was sich sehr sonderbar ausnimmt.

Die Männer und die Weiber schwimmen mit erstaunlicher Geschicklichkeit; das aber ist am merkwürdigsten, daß sie bei der Ankunft eines Wallfisches nicht die geringste Furcht äußern.

Diese Völker haben auch, so wie alle, eine Idee von einem höchsten Wesen; das Geschäft der Priester besteht hauptsächlich darin, die Gebräuche zu leiten und zu bewahren; die Leichenbegängnisse zu feiern, und die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Gebete vorzubeten. Auch die Menschen-Opfer sind hier nicht unbekannt, obgleich diese Indianer einen guten, freundschaftlichen und menschlichen Charakter haben.

## XIX. Kapitel.

Am 19. September Morgens ließ der Capitain die Anker lichten und absegeln. China war nun der Punkt, auf welchen er lossteuerte.

Nach einer stürmischen Fahrt entdeckte Dixon Morgens am 22sten endlich Land, und unterschied um Mittag deutlich zwei Inseln. Als er an dem Lande weiter steuerte, entdeckte er noch drei Inseln, welche er als Tinian, Aguigan und Saypan erkannte. An dem westlichen Ende von Aguigan befindet sich eine sehr kleine Insel, oder vielmehr ein großer Felsen, welcher nicht weiter als die Länge eines Kabeltaues davon entfernt ist.

Merkwürdig ist es, daß man bei diesen Inseln weder Klippen noch Untiefen findet, so daß die Schiffe während der Nacht ohne Gefahr Anker werfen können. Tinian ist die größte von diesen Inseln; Saypan ist die beträchtlichste nach Tinian. Aguigan scheint nicht länger, als 6 Meilen zu seyn. Der Boden dieser Inseln ist im Ganzen eben.

Den 1. November hatten die Reisenden gemäßigten Wind und schönes Wetter. Gegen Abend erhob sich ein sehr starker Sturm, und sie hatten Blitze an allen Seiten des Horizonts. Während der Nacht fuhr der Wind fort zu wehen, und tobte am 2ten den ganzen Tag fort, einige Augenblicke ausgenommen. Mittags befanden sie sich unter 21° 2′ nördl. Breite, d. h. nahe bei den Baschee-Inseln. Um 8 Uhr fuhren sie mehr westlich, um Mitternacht richteten sie das Schiff nord-nord-westlich, und den 3ten mit Tages-Anbruch steuerten sie, da das Wetter schön genug war, westlich.

Um 2 Uhr entdeckten die Reisenden eine kleine Insel, welche auf der Nordseite 40° westlich lag, in einer Entfernung von ungefähr 5 Stunden. Sie erkannten später, daß es die Insel Botel-Tobago-Xima war.

Den 7ten um 8 Uhr Morgens entdeckte man Land in nord-westlicher Richtung, in einer Entfernung von 4 oder 5 Meilen. Während des Morgens kamen die Schiffe an sechs chinesischen Schiffkähnen vorbei. Nach-

mittags sahen die Reisenden eine große Anzahl von chinesischen Fischerkähnen. Um 5 Uhr entdeckten sie Pedroblanko, einen großen Felsen, welcher wegen seiner Gestalt einem Heuhaufen gleicht. Während des Abends preßten sie den Wind südlich, und lavirten während der ganzen Nacht. Den 8ten Morgens um 9 Uhr fanden die Reisenden, daß das Land, welches sie entdeckten, die Lema-Inseln seyen, deren äußerste Spitzen sich von Nord-Osten nach West-Nord-Westen erstreckten. Obgleich eine große Anzahl chinesischer Kähne um das Schiff versammelt waren, so kam doch Niemand an Bord. Gegen 11 Uhr gaben die Reisenden ein Zeichen, um ihnen anzuzeigen, daß sie kommen könnten. Alsbald erschien ein alter Chinese; er zeigte ihnen Zeugnisse von vielen Capitainen, welche er nach Makar geführt habe. Er bot ihnen hierauf seine Dienste an zu einem Preise von 50 Piastern; die Reisenden boten ihm 30, was er auch annahm. Während des Nachmittags kamen viele Steuerleute an Bord, und unter andern einer, welcher englisch sprach. Er sagte ihnen, daß sie bei Makar Anker werfen, und hierauf einen Schoppe verlangen müßten, oder Erlaubniß von dem Zollamte dieser Stadt, ihre Reise nach Kanton fortzusetzen. Gegen Mitternacht warfen sie Anker auf der Rhede von Makao bei 6 Klafter Wassers.

Der Ankerplatz lag unter 22° 9′ nördl. Breite. Am 9ten mit Tages-Anbruch sahen die Reisenden ein

großes Fahrzeug in einer Entfernung von ungefähr drei Meilen. Sie zogen die Flagge auf, es that desgleichen. Sie sahen, daß es ein englisches Schiff sey, und glaubten, daß es der indischen Kompagnie gehöre. Um 8 Uhr fuhr der Capitain in einer Schaluppe nach Makao, um sich einen Paß nach Kanton zu verschaffen. Den Nachmittag ging ein starker Wind von Nord-Osten und gegen Abend ward er so stark, daß man einen zweiten Anker warf. Während der Nacht dauerte der Wind fort.

Des Abends um 10 Uhr kam in einem chinesischen Kahne Herr Folger, vormals erster Lieutenant auf dem Schiffe, welches die Reisenden von der Rhede aus gesehen hatten, an Bord, um einige Geschäfte zu besorgen.

Am 11ten gegen Mittag kam der Capitain von Makao zurück, und brachte einen Steuermann mit, der die Reisenden nach Kanton führen sollte, und schickte sogleich den zurück, der sie auf diese Rehde geführt hatte. Der Capitain brachte von Makao Herrn Roß, ersten Lieutenant der Nootka, Herrn Moore, Schreiber auf demselben Schiffe, und Tyana, einen Häuptling der Sandwich-Inseln, mit an Bord. Da sie Ebbe und Fluth für sich hatten, so lichteten sie um 1 Uhr die Anker. Auf der Hälfte des Weges befindet sich ein enger Paß, Namens Bokka-Tigris, und die zwei Flüsse sind vertheidigt durch eine Festung. Den 14ten Nachmittags passirten

die Reisenden Bokka-Tigris, und als gleich darauf die Fluth gefallen war, so warfen sie Anker bei 5 1/2 Klafter Wassers.

Hierauf kam eine Mandarinen-Schaluppe an das Schiff und brachte ein Mitglied der Regierung an Bord. Er hatte so ziemlich das Aussehen eines unserer Mauth-Bediensteten, und man unterrichtete die Reisenden, daß er gekommen sey, um das Schmuggeln zu verhindern.

Am 15ten lichteten sie die Anker. Während dieses ganzen Tages waren sie beschäftigt, den Fluß hinaufzufahren. Den 16ten um 6 Uhr des Morgens warfen sie Anker auf der Rhede von Wampu. Hierauf bestieg der Capitain einen chinesischen Kahn und fuhr nach Kanton, um in dem Bureau der ostindischen Kompagnie die Geschäfte zu besorgen.

Das Dorf Wampu blieb den Reisenden west-nord-westlich liegen. Kanton liegt 14 Meilen weiter oben; aber die Schiffe der verschiedenen Nationen, welche in China Handel treiben wollen, dürfen nicht weiter als Wampu.

Es war die Sorge des Capitains, das Schiff zu verproviantiren. Er erfuhr, daß man sich an einen Bediensteten, Komprador genannt, wenden müsse, welcher aber immer eine Vergütung verlangte. Den 17ten Morgens kam der Capitain von Kanton zurück. Die Beamten der Kompagnie hatten ihm gesagt, daß er nicht eher über den Pelzvorrath verfügen

könne, als bis der Unterzollinspektor von Kanton das Fahrzeug visitirt hätte, und daß dieß nicht eher geschehen könne, als bis das Schiff König Georg angekommen wäre, damit es in Einem hinginge. Der Hoppo, wie man gewöhnlich diesen Beamten nennt, steht in sehr großem Ansehen und ist nach dem Vize-König die angesehenste Person.

Der ganze Vorrath geistiger Getränke war den Reisenden ausgegangen, und am 19ten kauften sie von einem Holländer ein Faß Arrak.

Am 23sten verfügte sich der Capitain wieder nach Kanton und brachte die erfreuliche Nachricht zurück, daß der König Georg angekommen sey. Den 25sten Mittags kam der König Georg im Flusse an, und warf neben dem Schiffe Dixon's Anker. Sie hatten die Freude, die ganze Schiffsmannschaft bei bester Gesundheit zu sehen.

Den 26sten Morgens fuhren die beiden Capitaine nach Kanton. Browne, Präsident der Faktoren der Kompagnie versicherte die Reisenden, daß der Unterzollinspektor, oder John Tuck, (wie ihn die Chinesen nennen) in Kurzem die beiden Schiffe visitiren werde, und daß sie alsdann sogleich die Anker lichten könnten.

Den 2. Dezember um 10 Uhr des Morgens hatten die Reisenden die Ehre, John Tuck an Bord zu empfangen; sein Gefolge war zahlreich; man erwies ihm dieselben Ehrenbezeugungen, wie einem Fürsten,

und bei seiner Ankunft auf der Brücke bogen alle Anwesenden ein Knie vor ihm. Dieser Besuch schien aber nur eine Formalität gewesen zu seyn, denn nach Beendigung seines Geschäftes verlangte er 1000 Pfund Sterling, als Hafenzoll.

Als diese nothwendige Formalität beendigt war, dachten die Reisenden nur darauf, den Pelzvorrath abzusetzen. Sie erkundigten sich nach dem Nöthigen und man sagte ihnen, daß sie sich mit einem Schoppe oder Zollnachen versehen müßten, um die Ladung eines jeden Schiffes nach Kanton zu fahren, und daß sie dieß 15 Piaster für jedes Schiff koste.

Den 4ten begab sich der Capitain nach Kanton, um in der Faktorei Alles vorbereiten zu lassen zum Empfange der Pelze, und den Reisenden ein Transportschiff zu schicken. Den 5ten Morgens kam ein Schoppe, um die Ladung abzuholen.

Während die Reisenden an Bord alle Anstalten trafen, um eine Ladung Proviant in Empfang zu nehmen, wenn es der Rath der Faktoren für passend fand, ihnen eine zu schicken; so konnten sie ihren Pelzvorrath in Kanton nicht anbringen. Ihre Verlegenheit wegen des Verkaufes des Pelzvorrathes dauerte den ganzen Dezember, und beinahe den ganzen Januar. Sie hatten keine andere Wahl, als entweder ihren Pelzvorrath mit großem Nachtheile an die Hongs, (so nennt man die reichen chinesischen Handelsleute) zu verkaufen, oder denselben unverkauft in den Hän-

den der Faktoren zu lassen. Die Hongs wußten wohl, daß sie nicht Letzteres wählen würden, wenn es ihnen möglich wäre, es zu vermeiden. Während dem verkauften sie sehr vortheilhaft eine große Menge Waaren, über die man sie frei verfügen ließ.

Den 20. Januar kamen zwei Beamten der ostindischen Kompagnie, um das Schiff der Reisenden zu visitiren, bevor sie den Thee an Bord schickten.

Nachmittags brachte ihnen ein Schiff 100 Kisten Thee-Bu. Um 11 Uhr kamen die Inspektoren wieder an Bord und fanden das Schiff für tauglich, eine Ladung aufzunehmen.

Den 30sten erhielten sie den Rest ihrer Thee-Ladung; sie wurde in dem Schiffe untergebracht, und Alles war zum Ankerlichten bereit. Am 5. Februar Morgens um 10 Uhr lichteten sie, unterstützt von einem Nord-Ostwind, die Anker. Abends kamen die beiden Capitaine von Kanton zurück, nachdem sie die Faktoren bezahlt, und die Geschäfte vollendet hatten.

Da sie entgegengesetzten Wind hatten, so mußten sie bei jedesmaliger Ebbe und Fluth Anker werfen. Um 9 Uhr Morgens kamen sie vor Makao an, und warfen auf der Rhede Anker.

## XX. Kapitel.

Die Stadt Makao ist portugiesisch; aber da sie alle Lebensbedürfnisse von den Chinesen erhält,

so wagen die Portugiesen nicht, dem chinesischen Vizekönige von Kanton entgegen zu handeln.

Dixon schickte hier seinen Lootsen zurück, lichtete am 9. Februar Nachmittags 1 Uhr seine Anker und fuhr der Region zu, die ihn seinem Vaterlande zuführte. Von 10—20 hatte er einen gemäßigten, stets von Westen kommenden Wind, mit schönem Wetter. Am 13ten während des Morgens zeigte sich von Nord-Westen eine fremde Flagge, und Nachmittags erfuhren sie, daß es der Aigle-Imperiale war.

Am 20sten entdeckte Dixon die Insel Pulo-Sapata in einer Entfernung von ungefähr vier Stunden.

Am 21sten befand er sich unter 8° 44′ nördlicher Breite und hatte einen Sturm auszuhalten, der ihn süd-westlich trieb. Am 25sten um 6 Uhr Morgens sah er in einer Entfernung von ungefähr vier Stunden eine Reihe von Inseln, die unter dem Namen: Anamba-Inseln bekannt sind; und gleich darauf eine kleine Felsen-Insel, Namens Pulo-Damar.

Am 26sten um 11 Uhr Morgens waren die Britten ungefähr 7 Stunden vom Lande entfernt und um 5 Uhr des Nachmittags waren sie von der Insel Pausang 5 Stunden entfernt.

Am 27sten während des Morgens entdeckten sie die Insel Dominis. Die Winde waren schwer und der Himmel hell. Um 6 Uhr entdeckten sie die Insel Pula-Tava, und die Spitze von Linging.

Am 28sten um 11 Uhr starb der Schiffs-Arzt Wilhelm Launder, den sie alle sehr bedauerten. Mittags erblickte man eine Insel-Reihe, welche sich von Süd-Osten bis Nord-Osten erstreckt. Um 4 Uhr des Nachmittags blieb den Schiffen das Gebirg von Monopin, auf der Küste von Banka, auf der Süd Seite 50° östlich liegen. Um 7 Uhr warf man Anker bei 12 Klafter Wasser. Während der Nacht sah man heftige Blitze an allen Seiten des Horizonts.

Am 1. März um 5 Uhr Morgens lichteten Dixon und die Seinen die Anker. Während des ganzen Morgens hatten sie viele Windstöße mit Donner und starkem Regen begleitet. Um halb 6 Uhr warfen sie Anker bei 9 1/2 Klafter Wassers an der Küste von Sumatra.

Am 2. um 5 Uhr Morgens lichteten sie die Anker, und steuerten auf Sumatra zu. Um 6 Uhr gab der Landsdown, ein Schiff der ostindischen Kompagnie, Noth-Schüsse; worauf ihnen Capitain Dixon in der großen Schaluppe zu Hülfe eilte. Den 3ten um 3 Uhr Morgens kam der Capitain an Bord zurück. Der Landsdown war glücklich gerettet worden. Um 4 Uhr blieb ihnen die Insel Lusepara 88° nördlich, in einer Entfernung von 6 Meilen, liegen.

Am 7ten um 6 Uhr Morgens entdeckten die Reisenden die Schwester-Inseln. Um 6 Uhr Nachmittags warfen sie Anker bei 10 Klafter Wassers.

Während der Nacht gab es einige Windstöße, Donner und Blitz, und das Meer war sehr bewegt.

Am 9ten um 10 Uhr legte sich der Sturm, und das Meer ward ganz ruhig.

Während des Morgens des 12ten hatten die Reisenden das Vergnügen, die Schwestern zu passieren, zwei sehr kleine Inseln, welche sie seit dem 7ten nicht aus den Augen verloren hatten. Um 2 Uhr warfen sie Anker.

Am 13ten Morgens lichteten sie die Anker, und schickten eine Schaluppe auf die Nord-Insel, um Wasser und Holz zu holen. Um 6 Uhr kam die Schaluppe damit beladen zurück. Diese Insel ist sehr klein und ganz mit verschiedenartigen Bäumen bedeckt. Die Einwohner von Sumatra sind Malaien; sie haben eine mehr braune Haut, als die Einwohner der Sandwich-Inseln. Die Reisenden kauften von einem malabarischen Kahne mehrere Schildkröten. Die Malaien verkaufen auch Brandtwein, Arrak, Geflügel ꝛc. ꝛc. Am 22sten schickten die Reisenden eine Schaluppe an die Insel Krakatoa, um frisches Wasser zu holen. Sie kehrten um 6 Uhr Abends zurück, und brachten Wasser nebst einem großen Vorrathe von Kokosnüssen mit.

Die Einwohner dieser Insel scheinen Malaien zu seyn. Die Produkte dieser Insel sind beinahe dieselben, wie auf Sumatra.

Vom 23–30sten hatte man beinahe immer günsti-

ges Wetter, und es trug sich während dieser Tage nichts Interessantes auf den Schiffen zu.

Während des ganzen Aprils war das Wetter so ziemlich günstig, und es begegnete den Reisenden nichts Bemerkenswerthes.

Während des Monats Mai hatten die Reisenden mehrere Stürme zu ertragen, auch bekam das Schiff einen Leck, und sie mußten beständig das Wasser auspumpen.

Vom 1. bis zum 18. Juni hatten sie so ziemlich schönes Wetter, und setzten ihre Reise nach St. Helena fort. Endlich am 18ten des Abends um 4 Uhr entdeckten sie zu ihrer unaussprechlichen Freude diese Insel. Sie warfen sogleich auf der Rhede Anker, und schickten den Offizier Wohite ans Land mit den Depeschen für den Stadthalter. Sie trafen auch an dieser Küste wieder den König Georg unter Capitain Portlock und den Lansdown unter dem Capitain Storry. Die Freude der Matrosen der drei Schiffe war unbeschreiblich. Als sich die Reisenden mit neuem Proviant versehen hatten, lichteten sie die Anker, glitten sonder Gefahren und Abentheuer über den Rücken einer unermeßlichen See, sahen manch' blühendes, uns schon bekanntes Gestade, und kamen gegen Ende Junius in London an.

---

# Reise um die Welt in der königlichen Fregatte Pandora unter Anführung des Capitains Edwards, während der Jahre 1790, 1791 und 1792. Beschrieben von Georg Hamilton. Mitgetheilt von Michael Fiedler.

Den 10. August 1790 erhielt der Capitain Edwards zu Chatham das Kommando der Fregatte Pandora, von 24 Kanonen und 160 Mann, um die Aufrührer des ehemals königl. Schiffes Bounty zu bestrafen, und die Endeavour-Straße aufnehmen zu lassen, damit die Fahrt nach Botany-Bay erleichtert werde. Zu Portsmout erhielten die Offiziere, wie die Mannschaft, ihren Sold auf 6 Monate und Verhaltungs-Befehle, nahmen den Zeitmesser an Bord, und sagten Albions Küsten Lebewohl!

Ein bösartiges Fieber warf bald 35 Mann auf das Lager. Diese schlimme Lage wurde noch durch den engen Raum vergrößert. Das Schiff war bis an die Lucken mit Schiffs-Bedürfnissen und Lebensmitteln angefüllt, und wir mußten erst wie Kornwürmer ein Loch in unser Brod gegessen haben, ehe wir Raum finden konnten, uns auszustrecken. Unweit der Breite von Madera störte ein kleines Mißverständniß, indem wir nämlich das königliche Schiff Shark für ein feindliches hielten, uns sehr in unserer Ordnung. Der Piko von Teneriffa unter 28° 27′ N. Br. und 16° 16′ W. L. zeigte sein ehrwürdiges, über Wolken gethürmtes Haupt. Zwei Tage später gingen wir auf der Rhede von Santa-Cruz vor Anker.

Es kann wohl keine malerisch schönere Lage, als die von Santa Cruz geben. In der Mitte einer geräumigen Bay erhebt sich auf einer sanften Anhöhe die Stadt. Sie ist von zurücklaufenden Hügeln umgeben; majestätisch erhebt sich hinter denselben das edle Gebirge des Piko. Alle am Strande in einer Rundung liegenden Hügel sind mit Schanzen und bogenförmigen Batterien bedeckt, welche rings eine Brustwehr um die Bay ausmachen, und die Mannigfaltigkeit des Landes erhöhen. Die ziemlich regelmäßig gebauten Häuser sind sämmtlich weiß angestrichen, und erheben sich auf einer Anhöhe straßenweise übereinander. Die Stadt wird auch durch den Garten des

Gouverneurs sehr verschönert; ihre einzige Kirche hat unbedeutende Gemälde.

Die Einwohner sind höflich, aber zurückhaltend. Ihre mißtrauischen Gesichter lassen ein Inquisitions-Gericht auf der Insel erkennen; überhaupt herrschen hier Armuth und Aberglaube. Die Reben wurden vor Kurzem verbessert. Wir nahmen frisches Wasser aus einer zum Behufe der Seefahrer vortrefflich angelegten Wasser-Leitung und versorgten uns mit Zitronen, Orangen, Pomeranzen und andern Erfrischungen, welche die Insel in reichlicher Menge hervorbringt. Die Reise ging dann weiter.

Das Fieber, welches sich bei unserer Abreise von England zeigte, ward jetzt ziemlich allgemein. Viele Genesende wurden, als wir der Linie näher kamen, auf das Neue von demselben befallen. Thee und Zucker wurden bei dieser Gelegenheit den königlichen Matrosen verordnungsmäßig gereicht, und zwar mit sehr gutem Erfolge. Seefahrer können leicht in Wasser-Mangel gerathen; die Erfahrung lehrt, daß eine halbe Maß Thee den Durst besser löscht, als eine ganze Maß Wasser.

Da die Luft unerträglich heiß wurde, versuchte ich Whites neuen Ventilator, um die faule Luft von den untern Schlafstellen der Leute wegzuziehen. Da aber das Schiff zu voll war, merkte ich wenig Wirkung, obwohl das Werkzeug gut war.

Ohne alle weitere merkwürdige Vorfälle sahen wir

endlich am 28. Dezember die Küste Brasiliens, und begrüßten zwei Tage nachher die Festung Rio Janeiro mit 15 Schüssen, welche sogleich erwiedert wurden.

Die Stadt Rio Janeiro unter 22° 54′ S. Br. ist groß und hat steinerne Häuser, sehr regelmäßige Straßen, und verschiedene schöne Kirchen und Klöster. Die Anzahl der Einwohner beträgt ungefähr 40,000. Da oft viele Familien in einem Hause wohnen, so kann nicht die größte Reinlichkeit herrschen.

Der Vizekönig empfing uns sehr höflich; man führte uns durch die vorzüglichsten Straßen, und in den öffentlichen, vom Vizekönig mit vielem Geschmacke angelegten Garten. Der ganze Umfang desselben ist mit einer schönen Terrasse umgeben. Man übersieht von ihr die See. An jedem Ende der Terrasse steht ein achteckiger Pavillon, an deren Wände die verschiedenen Erzeugnisse und Handels-Zweige Süd-Amerika's abgebildet sind. In verschiedenen Gegenden des Gartens sind schöne Orange-Gebüsche und hochgewölbte Lauben. Hier feiern gutwillige Schöne ihre nächtlichen Feste, aber nicht ohne Gefahr für ihre Liebhaber. Dolche sind allgemein gebraucht, Ermordungen häufig. Die Männer sind so eifersüchtig wie die Frauen, letztere gehen immer verschleiert, und sind galant. Seit der Ermordung von Bougainville's Schiffsprediger, werden auf Befehl sowohl fremde Offiziere

als auch Gemeine von Soldaten begleitet. Der Ankommende wird daher auf die Hauptwache geführt.

Die schlechtberechnete Politik des Mutterlandes legte dem Handel dieser Kolonie sehr enge Fesseln an. Die Einwohner dürfen sich der Schätze der freigebigen Natur nicht bedienen, um wohlhabend zu werden. Sie scheinen daher auch geneigt zum Empören. Während unserer Anwesenheit wurde eine Verschwörung entdeckt.

Alle öffentlichen Arbeiten verrichten Sklaven in Ketten; um ihr schlechtbelohntes Tagwerk zu erleichtern, singen sie ein Klaglied, und ihre Eisen klirren dazwischen.

Die Soldaten sind sehr gut gekleidet und geübt. Die Reiterei hat kleine, aber muthige Pferde.

Am Morgen des 8. Januars 1791 gingen wir unter Segel. Auf der Fahrt längs der brasilianischen Küsten sahen wir verschiedene Wallfische und Schiffe, welche sich mit dem Fange derselben beschäftigten; wir fuhren neben der Magellanischen Meerenge hin, und sahen am 31. Januar das Kap St. Johann, das Staaten-Eiland unter 54° 47′ 30″ S. Br. und 63° 58′ 27″ W. L. und die Neujahrs-Insel. Das Thermometer stand auf 48°. Ohne auf etwas Merkwürdiges zu stoßen, durchschifften wir glücklich die stürmische Gegend von Kap Horn unter 55° 59′ S. Br. und 67° 21′ W. L.

Die Luft ward gemäßigt, mild und angenehm.

Da durch einen Leck am Hintertheile des Schiffes Wasser in das Brod-Magazin drang, mußten wir über 1515 Pfund über Bord werfen. Wir sahen viele blaue Sturmvögel, und am 4. März die Osterinsel 27° 7′ S. Br. u d 109° 42′ W L. Jetzt setzten wir unsere Esse in Stand, und verfertigten viele Messer und andere Eisen-Waaren zum Handel mit den Wilden. Eine Lagunen-Insel von 3 — 4 engl. Meilen im Umfange, mit Holz bewachsen und ohne Einwohner, welche wir den 16ten entdeckten, nannten wir zur Ehre des Lords Ducie, Ducies-Insel, 24° 40′ 30″ S. Br. und 124° 40′ 30″ W. L. Am 17ten entdeckten wir eine andere 5—6 engl Meilen lange Insel, und am 19ten eine andere von gleicher Beschaffenheit. Jene nannten wir Hoods 21° 31′ S. Br. und 135° 32′ 30″ W. L.; diese Carrifords Insel 20° 49′ S. Br. und 138° 33′ W. L. Am 22sten kamen wir an Maitea 17° 52′ S. Br. und 148° 6′ W. L. (Majeta) vorüber, und landeten am 23sten in Matavay-Bay auf der Insel O-Tahiti 117° 29′ S. Br. und 149° 35′ W. L.

Ein Eingeborner ruderte in einem Kanot gegen uns, kam an den Bord unseres Schiffes, umarmte und küßte uns. Er erzählte uns, daß verschiedene der Aufrührer sich noch auf der Insel befänden, Capitain Bligh habe sich zu Wheytutäcki 18° 52′ S. Br. und 159° 41′ W. L. niedergelassen, wo auch Capitain Cook sich aufhalte. Wir suchten die Wider-

spenstigen, die sich an den O-Tu gewendet hatten. Er befand sich mit seinen beiden Königinnen zu Tiarabu. Wir schickten ihm eine Flasche Rum, welche alle Bedenklichkeiten hob. Am folgenden Tage besuchte uns die königliche Familie.

Der König ist ein langer, wohlgebildeter Mann, ungefähr 6 Fuß 3 Zoll hoch, gutmüthig und freundlich. Idia, ein starkes, gemein aussehendes Weib, bemühte sich sehr, unsere Gebräuche zu lernen und nachzuahmen; auch gewann es den Thee lieb, da es hörte, daß unsere englischen Frauenzimmer denselben tränken. Die andere Königin oder Beischläferin Aeredy ist ein hübsches, junges Mädchen von 16 Jahren. Alle drei schlafen immer beisammen, und leben in vollkommener Eintracht.

Lieutenant Corner brach mit seinen Leuten und von den Eingebornen begleitet auf, um den Rebellen den Weg nach den Bergen abzuschneiden. Die Vornehmsten der Insel begleiteten ihn als seine Führer, und viele gemeine Leute trugen die Kriegs-Bedürfnisse über die Hügel nach. Als das Kommando etwas ausruhte, äußerte der Lieutenant einem Eingebornen den Wunsch, etwas zum Essen zu haben. Dieser lief in den nahegelegenen Tempel, wo die O-Tahitier ihrem Gott täglich Speisen vorsetzen, und kam ohne Bedenken mit einem gerösteten Ferkel zurück, welches erst an eben diesem Tage geopfert worden war, und

sagte: „es ist noch mehr da, als der Gott essen kann.“

Bei einem großen Erih wurde das Kommando gastfrei und freundschaftlich aufgenommen. Da der Vater desselben so eben gestorben war, ließ der Lieutenant drei Salven über den Verstorbenen, welcher in seinen Kleidern lag, geben. Unglücklicher Weise steckte die brennende Patrone einer Muskete die papierne Kleidung des todten Herrn in Brand. Der Sohn gerieth darüber in die größte Verlegenheit, da, nach den Gesetzen des Landes, ein Sohn, welchem der Leichnam seines Vaters gestohlen oder auch vernichtet wird, seinen Titel und seine Besitzungen verliert, und sie dem nächsten Erben abtreten muß.

In derselben Zeit führte Lieutenant Hayward ein Kommando zu Wasser; ihn begleitete noch der Engländer Brown, welcher sowohl bei dieser Expedition, als auf unserer übrigen Reise, viele nützliche Dienste leistete. Er hatte über ein Jahr unter den O-Tahitiern gelebt, und sich ihre Sitten und Lebensweise so eigen gemacht, daß er sogar rohes Fleisch aß, und geröstetes Schweine-Fleisch in eine Kokos-Schaale mit Seewasser tauchte, wie jene es thun, statt das Fleisch zu salzen

Capitain Edwards versuchte alles, die Freundschaft Tamatrahs, des großen Erihs vom obern Bezirke zu gewinnen. Er hielt es wirklich mit uns, und dadurch verloren die Aufrührer alle Hoffnung einer

Zuflucht. Die Engebornen drängten sie im Rücken; Herr Hayward und sein Gefolge von vorne. Unter Begünstigung der Nacht suchten sie in einer Hütte des Gehölzes Schutz; Brown entdeckte sie auch hier. Denn während sie schliefen, erkannte er an den Fußzehen, daß sie keine Eingeborne seyen. Bei Menschen nämlich, welche keine Schuhe tragen, sind die Zehen ausgebreitet. Tags darauf wurden die Rebellen angegriffen; sie ergaben sich aber freiwillig, und wurden unter starker Bedeckung und mit auf den Rücken gebundenen Händen zu dem Boote gebracht. Auf dem Verdecke wurden Gefängnisse zur sichern Verwahrung der Gefangenen erbaut. Sie wurden, wie die übrige Mannschaft, mit Speise und Getränk versorgt. Der König O-Tu, seine beiden Brüder und die vornehmsten Erihs, schienen sehr für unsere Sicherheit besorgt. Sie hielten, als die Gefangenen an Bord waren, Nachtwache, gaben besonders auf die Anker-Taue Acht, weil sich einige Eingeborne verschworen hatten, unsere Anker-Taue bei einem heftigen Winde zu kappen. Viele Gefangene hatten Töchter von angesehenen Erihs zu Weibern, diese besuchten täglich das Schiff, und brachten ihre Kinder mit. Es war ein rührender Anblick, als die armen Menschen in Ketten über ihre zarten Sprößlinge weinten.

Des andern Tags legte der König mit seinen Gemahlinnen und ihrem Gefolge, vor welchem ein Musik-Chor ging, einen Besuch bei uns ab. Die Damen

hatten sich mit 60 — 70 Ellen Otahitischen Zeuges umwickelt, und waren dadurch so schwer und dick geworden, daß sie mit Tauen in das Schiff gewunden werden mußten. Sie brachten dem Capitain Schweine, Kokosnüße, Pisangs, Puddings und dergl.

Als sie an Bord waren, rollte der Capitain ihr Gewand um seine Hüfte. Jeder, welchem ein Stück Zeug geschenkt wird, ist zu dieser Höflichkeitsbezeugung verpflichtet. Medua Oripais, Gemahlin des Königs Bruders, erhielt von dem Capitain seinen mit Tressen besetzten Rock, in welchen sie sich verliebt hatte.

Am folgenden Tage ward zu unserm Vergnügen eine große Hiewah (festlicher Tanz) auf der Land-Spitze Venus veranstaltet. Bei unserer Ankunft begleitete uns ein Musikchor an den Ort, wo der König sich befand. Die Erihs machten Platz, und das Schauspiel begann in der Art, daß zwei Männer in unanständigen, wohllüstigen Stellungen und fürchterlichen Verdrehungen des Mundes mit einander wetteiferten. Hierauf erscheinen zwei ziemlich geschmackvoll gekleidete Frauenzimmer, welche die wunderbare Beweglichkeit ihrer Lenden zur Schau stellten und sich über eine halbe Stunde abmatteten. Zuletzt gingen sie von dem untersten Ende des Schauplatzes bis zur Rasenerhöhung, auf welcher wir saßen. Als sie dicht vor uns kamen, standen wir auf, bückten uns und bewiesen ihnen alle Ehrenbezeugungen.

Diese Geschicklichkeit gilt hier so viel, daß Mäd-

chen aus den entferntesten Gegenden zu dem Aufenthalte des Hofes kommen, um die Heiwah zu erlernen; gerade so, wie bei uns Herren auf dem Lande ihre Töchter in die Residenz schicken, um sie da erziehen zu lassen.

Die Weiber auf dieser Insel der Cythere sind nicht nur schön und reitzend, sondern auch in den Geheimnissen der Liebesgöttin sehr erfahren und eifrig.

Die Gastfreiheit kennt hier keinen Unterschied des Standes; der König und der Bettler helfen einander wechselseitig aus. Obgleich die Engländer in der übrigen Welt wegen ihrer Großmuth und Mildthätigkeit bekannt sind, so nennen doch die O-Tahiter sie Piripiri (Knauser).

Wer der Tago (Freund) eines Mannes wird, muß seine Achtung dadurch zeigen, daß er die Frau desselben liebkoßt. Hamilton, unbekannt mit diesem Gebrauche, beleidigte dadurch Matuara, den König der Insel York (Eimeo), 8° 33′ 30″ südl. Br. und 172° 4′ 3″ westl. L., sehr. Dieser behandelte Hamilton sehr kalt, weil er Höchstderen Gemahlin vernachläßigte. Endlich ließ er durch den Dolmetsch Brown ihn erinnern, seiner Pflicht besser nachzukommen. Da er nun seine Schuldigkeit zu thun versprach, so war die Sache beigelegt.

Die Eingebornen stahlen jetzt weit weniger, als zur Zeit, wo Capitain Kook sie besuchte. Wenn wir wegen entwendeter Güter uns bei der Obrigkeit

beklagten, so bekamen wir sie sogleich zurück. Zuweilen bestraften wir die Verbrecher gelinde dadurch, daß wir ihnen die Haare abschnitten.

Als die Einwohner fast alles zerstört hatten, was Sir Joseph Banks so mühsam für sie angelegt hatte; so bediente sich Capitain Edwards jedes Kunstgriffes, um den Erichs die Früchte, welche er in seinem neu angelegten Garten gezogen hatte, angenehm zu machen. Pomeranzen und Zitronen tauchte man zuerst in Zucker, ehe man sie ihnen zum Essen gab. Als man sie ermunterte, unseren Garten nach unserer Abreise zu pflegen, waren sie für unser Anliegen sehr gleichgültig, und zeigten sich nur dann unserem Wunsche etwas günstiger, als wir ihnen für die Früchte, welche sie uns bei unserer Rückkehr geben würden, Messer, Beile und rothes Tuch versprachen. Hier läßt die Vortrefflichkeit des Bodens dem menschlichen Fleiße wenig zur Bearbeitung übrig.

Die Küste einer benachbarten Insel hat Ueberfluß an vortrefflichen Fischen. Die Tahiter, zu träge, diese zu fangen, zerstörten alle Brodbäume auf diesem kleinen Eilande, damit dessen Einwohner sich genöthigt sähen, regelmäßig Boote mit Fischen auf den Mark von Tahiti zu schicken, um Brodfrucht dagegen einzutauschen. Da sie glauben, daß derjenige, welcher nur wenige Fische esse, schön werde, so schicken sie ihre Weiber und Jünglinge, zu welchen sie eine unerlaubte Neigung haben, auf jene kleine Insel.

Die Person des Königs ist heilig und unverletzbar. Wenn seine Majestät einen Becher zu viel getrunken hat, so müßen 3 starke Kammerherren für das Vergnügen der Königin sorgen. Die königlichen Kinder gelten für Nachkommen der unsterblichen Götter; der Kronprinz wird während seiner Minderjährigkeit der Vormundschaft des obersten Priester übergeben. Der Gott des Landes wird für allgegenwärtig gehalten. Die heiligen Geheimnisse sind nur den Priestern, dem Könige, den Prinzen und mächtigen Erihs bekannt; das gemeine Volk taugt nur zum Opfern oder zur Ausfüllung des Gepränges bei feierlichen Prozessionen. Bei allen großen Vorfällen sendet ein jeder Bezirk ein männliches Opfer. Bei dieser Hinwegraffung durch den Gottesdienst und durch Krieg wurde die Zahl der Weiber überwiegend. Daher entstand das Gesetz, ein neugebornes Mädchen um das andere zu tödten. Da der Mann immer der Geburtshelfer seines Weibes ist, so wird jedes zweite Mädchen richtig umgebracht, sobald er dessen Geschlecht gesehen hat.

Die Kanots der O-Tahiter sind sehr groß, und haben die Gestalt einer Platte, auf welcher 150 bis 200 Männer stehen können. Jedes Kriegsschiff trägt das Sinnbild des Gottes der Gärten, welches die Damen immer mit großem Wohlbehagen und lautem Lachen sehen.

Diese kriegführenden Völkerschaften schließen ihren Frieden in der Art, daß der Sieger dem Besiegten

immer eine Anzahl ihrer Weiber zum Beilager sendet, um dadurch die Zuneigung des Besiegten zu befestigen. Bogen und Pfeile gebraucht der O-Tahite nur als Spielzeug; als Wurfgeschoß dient ihnen Schleuder und Speer. Jetzt kennen sie auch das Schießgewehr und wissen wohl, wie sehr sie den benachbarten Völkern dadurch überlegen sind.

In der Zubereitung und dem Drucke ihrer Zeuge beweisen die Weiber Erfindungskraft und Geschmack. Die Zeuge sind von verschiedener Feinheit; der feinste so dünn, wie höchst durchsichtiges ostindisches Papier; der gröbste so dauerhaft, als einige unserer baumwollenen Zeuge. Keiner derselben kann Nässe vertragen; sie sind daher unbequem und kostbar. Man legt die Zeuge ballenweise zusammen, 2 engl. Meilen breit und 20 — 30 lang.

Die Weiber dürfen in Gegenwart der Männer nicht essen. Nahet der König, so entblößt sich jedes Frauenzimmer, die Königin und die königl. Verwandten ausgenommen, bis auf die Mitte ihres Leibes, und bleibt in diesem Zustande so lange der König anwesend ist. Betritt der König das Haus eines Weibes, so wird es augenblicklich niedergerissen.

Die Häuser der O-Tahiter bestehen gewöhnlich aus 3 Gemächern. Das innere bewohnt der Herr des Hauses, nachdem er seine Awa getrunken hat. Während seiner Ruhe herrscht tiefe Stille; denn sollte er plötzlich geweckt werden, so verursacht dieses Ge-

tränke Erbrechen und Uebelbefinden; bleibt er aber ungestört, so wirkt es als schmerzstillendes Mittel, und erzeugt verliebte Träume. Im nächsten Zimmer erwartet mit eifriger Ungeduld die Gattin den erwachenden Gemahl, um ihre zärtlichen Bedürfnisse befriedigen zu können. Nach diesem gehen sie mit einander in das Bad, um frische Kräfte zur Erneuerung ähnlicher Freuden zu sammeln. Der Abend führt Tänze herbei, welche die Panspfeife, die Flöte und die Hiwah-Trommel begleiten. Dann besuchen sie wieder das Bad und schließen die Feier des Abends mit einer Mahlzeit von Früchten und Milch aus jungen Kokosnüßen. Das ganze Dorf, ohne Unterschied des Standes, nimmt Theil an diesem Feste.

Die Vorwürfe, welche der Verfasser den Europäern macht, daß sie die Wohlthaten der Einwohner mit der Lustseuche und andern Krankheiten vergolten hätten, widerlegen die besten und glaubwürdigsten Zeugnisse von Schriftstellern, welche darthun, daß jenes Uebel sich in O-Tahiti vor der Ankunft der Europäer ausgebreitet habe.

Zum Behufe unserer Fahrt versahen uns die O-Tahiter mit den nöthigen Bedürfnissen; sie brachten eine große Menge Ziegen und Geflügel, und versprachen, wenn wir noch eine Woche länger bleiben wollten, uns von einer benachbarten Insel Kühe zu senden. Capitain Kook ließ ihnen einen Hängst, eine Stute, eine Kuh und ein Kalb zurück. Durch

ein Mißverständniß schlachteten die Einwohner das Pferd, fanden an dem Fleische desselben keinen Geschmack und machten den nachtheiligen Schluß, eines dieser fremden Thiere schmecke so schlecht, wie das andere.

Als wir uns mit Wasser aus einer vortrefflichen Felsen-Quelle, nahe am Wasser zu Offari, versorgt hatten, schickten wir uns zur Abreise an. Der König O-Tu und seine Königin Idia kamen an Bord, und drangen sehr in den Capitain Edwards, daß er sie nach England mitnehmen sollte; die Beischläferin Aeridy bat um dieselbe Gefälligkeit; doch Oripai und die übrigen Erihs wollten den König nicht ziehen lassen, weil ein Krieg bevorstand.

Wir waren zur Abfahrt bereit. Da Capitain Kook's Bildniß allen Fremden vorgezeigt wird, und die Seefahrenden auf die Rückseite desselben ihre Bemerkungen zu schreiben pflegen; so schrieben wir den Tag unserer Ankunft und Abreise darauf. Fast jedes Kanot des Landes schwamm um unser Schiff; die darin sitzenden trauerten, wie um den Tod eines nahen Verwandten. Sie entblößten ihren Leib, zerrissen den Kopf mit Muschelschalen, bestrichen sich Brust und Schultern mit dem herabrinnenden Blute. O-Tu nahm zuletzt Abschied von uns; er weinte dabei bitterlich, und bat uns, bei dem Könige Georg seiner zu gedenken.

Mit günstigem Winde segelten wir am 8. May

bei Eimeo oder der Yorks-Insel vorüber, welche in der Nachbarschaft von O-Tahiti liegt, und von Matuara, dem Schwager O-Tus, beherrscht wird. Sie gewährt mit ihren hohen Hügeln einen schönen malerischen Anblick, und hat etwa 12 engl. Meilen im Umfange. Am nächsten Morgen erreichten wir Huaheine 16° 44′ südl. Br. und 151° 3′ westl. L., und schickten die Boote in der Bay von Owharre an das Land. Der Erih Oedidy hatte uns um Erlaubniß gebeten, bis Whytutácki uns begleiten zu dürfen, und ging jetzt mit den Offizieren an das Ufer, um Nachricht von den Aufrührern einzuziehen. Aber das Forschen war vergeblich.

Am 10ten untersuchten wir Ulietea und Otaha, 16° 44′ südl. Br. und 151° 33′ westl. L., wechselten Geschenke mit den Eingebornen und landeten in Ohemanems-Bay; erhielten aber auch hier keine Nachricht. Am 11ten untersuchten wir Bolabola, 16° 35′ südl. Br. und 151° 33′ westl. L., dessen König Tatahu uns mit einem Besuche beehrte. Die Bewohner dieser Insel sind kriegerischer, als die übrigen Einwohner der Gesellschafts-Inseln. Sie haben ihren Körper auf eine besondere Art tattuirt. Diese Weise fanden wir auf einer großen Menge von Inseln, welche wir in der Folge besuchten. An einigen sahen wir sogar mit Befremden die Eichel des Zeugungsgliedes durchaus tattuirt. Tatahu versicherte uns, es gäbe keine weißen Leute, weder auf

Tubai, einer kleinen Insel nördlich von Bolabola, welche unter seiner Gerichtsbarkeit steht, noch auf Mauruah, 16° 26′ südl. Br. und 152° 33′ westl. L., einer andern Insel im Westen von Bolabola. Eben dieß sagte er von der Insel Mopehah. Hier blieb Oedidy zurück. Am 12ten verließen wir Mauruah, und verloren am 13ten die Gesellschafts-Inseln aus dem Gesichte.

Wir richteten nun unsern Lauf gegen die östliche Küste von Whaitutäcki, einer vom Capitain Bligh entdeckten Insel, und fanden sie am 19ten. Von dem Schiffe Bounty konnten wir nichts erfahren. Die Eingebornen beiderlei Geschlechtes sind unbekleidet und tragen blos um die Mitte des Leibes einen Gürtel von bunten Blättern. Die Männer haben einen Ringkragen von Perlemutterschalen; er ist in der Mitte schwarz; der durchsichtige Theil der Schale bildet den Rand. Eine Schnur von Menschen-Haaren oder von Kokosfasern befestigt ihn um den Hals. Diese Schnur ist zierlich geflochten, und an jeder Seite des Ringkragens wie eine Rose zusammengedreht.

Jetzt entdeckten wir viele uns mitgetheilte Spuren von der heißen Liebe der O-Tahitischen Frauenzimmer.

Am 22ten erreichten wir die Palmerstons-Inseln, 18° 0′ südl. Br. und 162° 57′ westl. L. In beträchtlicher Entfernung sahen wir einige Einge-

borne die Lagune in der Mitte der Insel durchschiffen. Lieutnant Corner und sein Gefolge entdeckten bald nachher, als sie an das Land gestiegen waren, eine Segelstange und einige Balken, welche mit Bounty gezeichnet waren, und auf denen die breite Pfeilspitze stand. Wir sendeten den Seekadet Sival in dem Boote Jölle aus; er brachte verschiedene, sonderbar gemalte Kanots, welche eine Menschen-, Fisch- oder Thier-Gestalt vorstellen sollten. Weil er seinen Befehl nicht recht ausgerichtet hatte, mußte er sogleich umkehren, seinem Mißverständnisse abzuhelfen; aber das Boot kam nicht mehr zurück. Nachdem wir alles versucht hatten, um es zu finden, gaben wir alle Hoffnung des Wiedersehens auf, und setzten unsere Reise fort. Das Schicksal dieser Unglücklichen in dem Boote ist schwer zu errathen. Durch Zufälle dieser Art ist die ganze südliche Halbkugel bevölkert worden.

Hier entstehen unzählige Inseln unaufhörlich im Meere. Die Korallen, welche in der Südsee so häufig wachsen, erheben sich von der Tiefe bis an die Oberfläche und bilden dadurch zuerst ein Lagunen-Eiland. Das Wasser in der Mitte verdünstet durch die Hitze der Sonne, und endlich entsteht festes Land. Die Frucht des Kokos-Baumes auf den benachbarten Inseln kommt zufällig auf ein solches Marschland, wurzelt unter sich, und hält die Korallen-Gehäuse zusammen. Die Blätter fallen ab, und erzeugen endlich einen grünen Boden. See-Vögel und anderes Geflü-

gel nisten gerne darauf, setzen mit ihrem Miste Samenkörnchen von Gesträuchen, Früchten und Pflanzen darauf, und tragen so die ganze Mannigfaltigkeit des Pflanzenreiches dahin. Wenn die Natur ihren Bau vollendet hat, bezieht ihn der Mensch als seine Wohnung. Oft werden Bewohner der Südsee-Inseln auf eine solche entfernte unbewohnte Insel verschlagen. Sie nehmen daher eine Frau und eine trächtige Sau mit sich, um sich, wenn sie an eine unbewohnte Insel verschlagen werden, dort nieder zu lassen.

Am 6. Juni entdeckten wir eine Insel, welche wir Insel des Herzogs von York nannten, 8° 33′ 30″ südl. Br. und 172° 4′ 3″ westl. L. Wir besuchten die Insel und fanden keine Einwohner, wohl aber in Hütten Netze von verschiedener Größe und manches Fischer-Geräth. Auch entdeckte man an mehr als einer Stelle der Bucht, daß Gerüste und Anlagen zum Baue von Kanots vorhanden waren. Man sah eine heilige Stätte, welche ganz durch die Hand der Natur einem Druiden-Tempel gleich gebildet war, und die Augen aller auf sich zog. Ein niedergestürzter alter ungeheurer Baum bildete ein Gewölbe, durch welches man in das Innere des Tempels sah, dessen Ganzes in romantisch feierlicher Erhabenheit lag. In der Vertiefung des Tempels waren 3 Altäre errichtet, (der mittlere höher, als beide Nebenaltäre), und einige weiße Muschelschalen regelmäßig darauf gehäuft. Unsere Landesleute hingen in den Hütten einige Mes-

ser, Spiegel und andere europäische Manufaktur-Waaren auf, damit die Eingebornen bei ihrer Rückkehr sahen, daß Fremde ihre Insel besucht hätten.

Am 12ten entdeckten wir eine andere Insel, die wir Insel des Herzogs von Clarenze, 9° 9′ 30″ südl. Br. und 171° 30′ 46″ westl. L., nannten. Hier fand man einige Begräbnißplätze, auch einige alte Kokosbäume der Länge nach ausgehölt, um zu Tanks oder Behältern des Regenwassers zu dienen. Am 18ten entdeckten wir eine noch weit größere Insel, welcher wir zur Ehre des ersten Lords der Admiralität den Namen Chatams-Insel, 13° 32′ 20″ südl. Br. und 172° 18′ 20″ westl. L., gaben. Sie hat eine anmuthige Abwechslung von Hügeln und Thälern, ist noch einmal so groß, als O-Tahiti, und ihre Bewohner sind stark und kriegerisch. Sie zeigten uns einen großen Fluß, welcher sich in eine geräumige Bay ergießt, und einen vortrefflichen Ankerplatz darbietet. Wir tauschten einen ganzen Tag Bedürfnisse mit den Eingebornen, welche bei dem Handel aufrichtig und uneigennützig waren; fanden aber keinen Aufrührer und segelten weiter.

Am 21ten entdeckten wir eine beträchtliche, etwa 40 engl. Meilen lange Insel, welche die Eingebornen Otutuelah, 14° 30′ südl. Br. und 170° 41′ westl. L., nennen. Sie ist überall mit sehr großen Bäumen bewachsen, deren Laub dem Eichenlaube nahe kommt; auch trägt ein wildes Gesträuch gelbe Blüthen. Beide

Geschlechter bedecken nur die Hüften mit einem Gürtel von verschieden gefärbten Blättern. Die Weiber schmücken das Haar mit wohlriechenden Blumen-Kränzen, und tragen Blumen-Ketten um die Hände und den Hals.

Als die Eingebornen das erstemal an Bord traten, zitterten sie vor Furcht. Das Feuer-Gewehr war ihnen gänzlich unbekannt, weil sie noch kein europäisches Schiff gesehen hatten. Sie machten viele Zeichen der Unterthänigkeit, und staunten über alles, was sie sahen. Wir tauschten von ihnen in einem Tage viele Seltenheiten ein. Man brachte uns auch Vögel von sehr glänzendem Gefieder.

Unter vielen Frauenzimmern befand sich eine von außerordentlicher Schönheit, groß, 6 Fuß hoch und vortrefflich gewachsen. Sie ging nackt, ihrer Nacktheit unbewußt, und gewann dadurch noch an Reitzen. Der Capitain befahl, daß keine Frauenzimmer herab geführt werden sollten, weil unsere Gesundheit von dem O-Tahitischen Unfalle sich noch nicht erholt hatte.

Ehe es Abend wurde, begaben sich alle Weiber an das Land, die Männer aber fingen an, uns zu bestehlen.

Der Wind zwang uns zur Entfernung vom Lande. Einen Tender (Lichter), welchen wir ausgeschickt hatten, verloren wir durch den Wind unglücklicher Weise aus dem Gesichte. Er hatte ein Fäschen mit Salz, ein anderes mit Nägeln und Eisenwaaren am Bord,

um mit den Indianern Tauschhandel zu treiben; ferner ein Verzeichniß von Längen und Breiten der Oerter, bei welchen wir anlegen wollten. Das Verdeck des Tenders war mit einem Enter-Netze umgeben, um das Entern zu erschweren, auch mit verschiedenen siebenröhrigen Feuer-Orgeln und Muskerons versehen.

Auf unserer Fahrt gegen Ost sahen wir ein anderes Eiland, welches wir für eine der von Bougainville entdeckten Seefahrer-Inseln erkannten. Am 28sten Morgens erblickten wir die vom Capitain Kook entdeckten Happai-Inseln, und gegen Mittag die im Osten von Anamocka, 20° 16′ südl. Br. und 174° 30′ westl. L., gelegene Insel-Gruppe. Dann segelten wir zwischen Klein-Anamocka und der Faladschi-Insel.

Am 29sten gingen wir auf der Rhede von Anamocka vor Anker. Wir schickten in einem großen, gemietheten Kanot den Lieutnant Hauward nebst einigen Gemeinen nach den Happai- und Fidschi-Inseln, um sich nach der Bounty und unserm Tender zu erkundigen. Er kam ohne Nachricht zurück, fand übrigens die Axt, welche Kook den Einwohnern zurückgelassen hatte, und tauschte von den Bewohnern der verschiedenen Inseln Schweine, eingemachte Jams und andere Bedürfnisse ein. Die Leute auf Anamocka sind die unverschämtesten Räuber der Südsee.

Als wir eines Abends mit einigen Offizieren am

dortigen Ufer, obgleich mit Pistolen versehen, spatzieren gingen, ergriff die Menge unsern Diener, zog ihn nackend aus, nahm seine Kleider und was er sonst noch besaß, bis auf einen Schuh. Wegen Einbruche der Nacht konnten wir dem armen Teufel seine Kleidungsstücke nicht wieder verschaffen.

Das Eigenthum ist hier genauer bestimmt, wie in O-Tahiti, und jedes Mannes Besitzung mit einer schönen Befriedung im chinesischen Geschmacke eingefaßt. Landstrassen und Wege, welche zu den öffentlichen Plätzen führen, sind zu beiden Seiten gut eingefaßt; zu den Häusern führt ein mit Kies bedeckter Gang, welchen geschmackvoll gepflanzte Bäume beschatten. Viele haben diesen Gang mit Ananas besetzt. Den Rath zur Pflegung ihrer Früchte und zum Anbaue des Landes nahmen die Eingebornen mit vielem Danke an. Ihre Pompelmusse sind schmackhafter, als die Westindischen. Die Weiber dieses Landes sind außerordentlich schön. Nur fehlt ihnen die weibliche Sanftheit der Sitten, welche die O-Tahitinnen in einem so vorzüglichen Grade besassen; diese wird ersetzt durch ihre unvergleichbare Lebhaftigkeit, und durch den scharfsinnigen, feurigen Ausdruck ihres Gesichtes.

Eine Lieblings-Beschäftigung der Frauenzimmer ist, eine Kugel in einer kleinen Schale zu fangen. Hierbei zeigen sie ihre Gewandtheit und zugleich ihre Reitze, und suchen die Männer zu gewinnen.

Nebst andern Handels-Artikeln brachten die Mütter viele schöne Mädchen an Bord, für deren höchste Gunst sie eine große Axt verlangten. Nachdem sie 3 Tage feil gestanden, überließen sie die Blume ihrer Jugend für ein altes Scheermesser, für eine Scheere oder einen Nagel. Dieser Handel ward endlich so weit getrieben, daß er unser Verdeck in eine Schaubühne der Venus Pandemos verwandelte.

Alles, was wir brauchten, mußten wir bezahlen; nichts destoweniger bestahlen uns die Einwohner. Einer schlich sich hinter den Lieutnant Korner, schlug nach ihm mit einer Keule, verfehlte ihn aber, und raubte sein Nasentuch; dieser legte auf den Dieb an und schoß ihn nieder.

Der König Tatifi sammelte den Tribut der ihm unterthänigen Inseln ein, und ging in unserer Fregatte nach Tofoa. In der Nacht gewährte uns der feuerspeiende Berg auf Tofoa ein großes Schauspiel. Auf der Barke der Pandora fuhr der König an das Land; die zinsbaren Oberhaupte näherten sich der Barke, legten ihr Haupt auf das Seitenbrett ihres Kanots, und Tatifi trat ihnen nach Landessitte auf den Kopf. Was er von uns erhalten hatte, vertheilte er unter seine Unterthanen.

Der Wind erlaubte uns nicht, Tongatata, 21° 9′ südl. Br. und 174° 41′ westl. L., zu besuchen; daher segelten wir weiter nach Katua und den See-

fahrer-Inseln, und suchten die östlichsten dieser Inseln zu erreichen.

Am 14. Juli sahen wir 3 Inseln, welche wir für die Seefahrer-Inseln Bougainvilles hielten. Die größte heißt bei den Eingebornen Tumaluah, 14° 15′ südl. Br. und 169° 43′ westl. Länge. Wir konnten die Einwohner nur durch wiederholte Einladungen bewegen, zu uns an Bord zu kommen. Am 15ten sahen wir das Eiland Otutuelah, 14° 30′ südl. Br. und 170° 41′ westl. L.; am 19ten liefen wir an der Nordseite einer Insel-Gruppe fort, welche wir auf unserem Hinwege erblickt hatten, bis wir an eine Oeffnung kamen, durch welche wir die jenseitige See erblickten. Hier bilden einige süd- und nord-östlich gelegene Inseln und innere Bogen einen Sund, welcher einen bessern Ankerplatz, als irgend eine andere Stelle der Freundschafts-Inseln verspricht. Die Einwohner waren billiger, höflicher und harmloser, als wir es seit einiger Zeit erfahren hatten. Sie verkehren häufig mit Anamocka und sind in Religion, Gebräuchen und Sprache den Einwohnern dieser Insel vollkommen gleich.

Die ganze Insel-Gruppe nannten wir Howes-Inseln, 18° 32′ 30″ südl. Br. und 173° 53′ westl. L., unterschieden aber die einzelnen durch die Namen Barrington, Sawyer, Hotham und Jarvis. Zu den Howes-Inseln rechneten wir auch verschiedene süd-östlich gelegene; ferner zwei westlich

gelegene nebst zwei kleinern, welche wir Bickertons-Inseln, 18° 47′ 40″ südl. Br. und 174° 48′ westl. L., nannten. Die nordwestliche Seite der Gardners-Insel, 17° 57′ südl. Br. und 175° 16′ 54″ westl. L., ist sehr öde, und hat augenscheinliche Spuren eines vulkanischen Ausbruches; dieser Theil der Insel zeigte sich, wie flaches Tafelland ohne die geringste Erhöhung oder Ungleichheit; rings um seinen Rand stieg Rauch aus der Erde.

Am 23sten segelten wir vor einer bewohnten Insel mit 2 sehr hohen Berggipfeln; wir hielten sie für Pylestaarts-Insel, 22° 23′ südl. Br. und 175° 39′ westl. L. Am 26sten sahen wir Middelburgs-Insel, 21° 21′ südl. Br. und 174° 34′ westl. Länge, liefen zwischen ihr und Euah, entdeckten nicht, was wir suchten, fuhren Tongatabu, 21° 9′ südl. Br. und 174° 41′ westl. L., vorbei, und bekamen daselbst einigen Vorrath, fanden aber das Wasser salzig. Am 5. August trieben wir auf der Insel Onuafau (Onooafow) (so nennen sie die Einwohner, wir aber gaben ihr, zur Ehre des Commissairs Proby, den Namen Probys-Insel, 15° 53′ südl. Br. und 175° 51′ westl. L.), einige Stunden mit den Einwohnern Handel. Das Land war hügelich, und die Häuser weit größer, als alle, welche wir sonst in diesen Meeren bemerkt hatten.

Da wir weiter nach West gerathen waren, als wir glaubten, so richteten wir unsern Lauf gegen Ost

nach der Wallis-Insel, 13° 22′ südl. Br. und 175° 51′ westl. L., und erreichten sie am folgenden Tage. Wir segelten weiter und wollten auf dem Wege, welchen Carteret und Bligh genommen, zwischen Spirito Santo und Santo Cruz steuern. Am 8ten sahen wir in Westen Land, fuhren längs der Insel und erblickten eine große Menge von Häusern zwischen den Bäumen. Das Land ist voll von Hügeln, welche ganz bearbeitet sind. Diese neu entdeckte Insel, etwa 7 engl. Meilen lang, nannten wir Lord Grenvilles-Insel, 12° 29′ südl. Br. und 176° 57′ östl. und 188° 3′ westl. L.; die Eingebornen hießen sie Rotumah. Die Einwohner, welche uns anzugreifen versuchten, setzten wir durch den Knall eines Musketen-Schusses sehr in Schrecken. Sie trugen Halsketten, Armbänder und Gürtel von weißen Schneckenschallen. Auf jedem Theile ihres Leibes waren Menschen, Hunde, Fische und Vögel abgebildet. Alle diese Abbildungen waren erhoben. Sie sind sehr diebisch und besitzen eine außerordentliche Leibesstärke. Ein großes Vorgebirge auf dieser Insel nannten wir Temple-Berg.

Am 11ten liefen wir, ohne Land zu sehen, in eilf Faden Wasser, über eine Untiefe von Korallen-Riefe. Mit Schrecken fuhren wir über diese Stelle, und nannten sie das Rief der Pandora, 12° 11′ südl. Br. und 188° 8′ westl und 171° 52′ östl. Länge. Am 12ten entdeckten wir eine holzreiche unbewohnte

Insel mit 2 Vorgebirgen; erstere nannten wir von ihrer Gestalt Bischofs-Mützen-Insel, 11° 49′ südl. Br. und 190° 4′ 30″ westl. und 169° 55′ 30″ östl. L. Wir schifften vorüber und hielten uns westlich. An eben demselben Morgen entdeckten wir eine andere Insel im Nord-Westen, welche nur eine engl. Meile lang, aber gänzlich angebaut, und sehr volkreich war. Das Ufer von Ost nach Süd ist weißer Sand. Wir nannten diese Insel Cherrys-Insel, 11° 37′ 30″ südl. Br. und 190° 19′ 30″ westl. und 169° 55′ 30″ östl. Länge, zur Ehre unseres Proviant-Commissairs Cherry.

Am 13ten entdeckten wir im Nord-West eine gebirgige und mit Wäldern bepflanzte Insel; sie bekam den Namen Pitts-Insel, 11° 50′ 30″ südl. Br. und 193° 14′ 15″ westl. und 166° 45′ 45″ östl. L. Nachdem wir am 17ten glücklich einigen Klippen entgangen waren, sahen wir am 23sten Land, welches wir für die Luisiade hielten, indem ein Vorgebirge Nord-Ost gegen Ost gelegen war. Dieses Kap nannten wir Rodney, 10° 3′ 32″ südl. Br. und 212° 14′ 5″ westl. und 147° 45′ 45″ östl. L.; und ein anderes nahe gelegenes Kap Hood, 9° 58′ 6″ südl. Br. und 212° 37′ 10″ westl. und 147° 22′ 50″ östl. L., einen Berg zwischen beiden aber Clarence.

Wenn man Kap Hood vorbei ist, scheint das Land niedriger, und fällt gegen Nord-West so ab, daß es eine tiefe Bay bildet. Ob es mit Neu-

Guinea zusammen hänge, blieb uns zweifelhaft. Wir segelten weiter so westlich, daß uns die Endeavour-Strasse offen blieb, wodurch wir die Gefahren zu vermeiden hofften, welche den Capitain Kook in höheren Breiten betrafen. Am 25sten sahen wir Felsen, zogen die Segel ein, und ließen die Stelle im West liegen. Wir nannten sie Wachuntiefen (Look-out Shoals). Gegen Mittag sahen wir mehrere Bänke, deren Rief aus großen Steinen bestand, und nannten dieses die Steinklippen-Insel (Stony-reef Island).

Weil wir in Süden nicht durchkommen konnten, wendeten wir uns gegen Westen, erblickten in dieser Richtung eine Insel und ein Rief, welches sich beträchtlich gegen Nord-West erstreckte. Dadurch an der Durchfahrt gehemmt segelten wir gegen den Wind, und lavirten in der Nacht mit wenigen Segeln. Am Morgen entdeckten wir 4 Inseln, von uns Murrays-Inseln, 9° 57′ südl. Br. und 216° 43′ westl. und 143° 17′ östl. L., genannt. Ganz oben auf der größten sah etwas wie eine Festung aus. So liefen wir längs des Riefes fort und glaubten Vormittags eine Oeffnung zu entdecken. Zur Ausforschung eines Durchganges wurde Lieutnant Corner ausgeschickt.

Es war bereits der 28ste August. Zur Nachtzeit legten wir immer bei, weil Bougainville diesen Theil des Meeres äußerst gefährlich beschreibt. Gerne hätten wir diese Vorsicht ferner beobachtet, wenn es

die Länge der Seereise erlaubt hätte. Wir verließen Bougainvilles-Strich im Westen, und hatten ein noch gänzlich unerforschtes Meer zu befahren.

Als wir die Rückkehr unseres ausgeschickten Boots erwarteten, ereilte uns die Nacht. Wir zündeten Wassermänner an, und schossen Flinten ab, worauf das Boot antwortete. Als wir jetzt das Senkblei warfen, fanden wir mit 110 Faden keinen Grund, bis wir endlich nach 7 Uhr Abends in 50 Faden Grund erreichten. Sobald wir zum letztenmale das Senkblei auswarfen, zogen wir die Bramsegel ein. Unser Schiff stieß auf ein Felsen-Rief, und in eben dem Augenblicke war das Boot an Bord. Wir setzen alle Segel bei, um uns los zu machen. Ehe aber dieses gelingen konnte, drang schon Wasser in unser Schiff. Alles fing an zu pumpen. In diesem fürchterlichen Augenblicke erhob sich ein heftiger Wind und schlug das Schiff so hart gegen die Felsen, daß wir dessen Zertrümmerung alle Augenblicke erwarteten. Die Nacht war finster und stürmisch; zwischen Felsen, Untiefen und Brandungen umgaben uns die Schrecken des Todes. Gegen 10 Uhr erhob sich das Schiff über das Rief, und wir warfen in 15 Faden Wasser den Anker. Um unser Unglück vollkommen zu machen, ging in diesem Augenblicke eine Kettenpumpe in Stücken und das Wasser nahm überhand. Da sich das Schiff immer tiefer senkte, ging die einstimmige Meinung der Offiziere dahin, daß für die Erhaltung

des königlichen Schiffes nichts weiter gethan werden könnte; man war nun zunächst auf die Rettung des Schiffsvolkes bedacht. Den Gefangenen wurden die Eisen abgenommen. Das Wasser drang jetzt schneller durch die Kanonen-Klappen, als die Pumpen es ausleeren konnten. Mit einem heftigen Ruck legte sich das Schiff auf die Seite.

Jetzt rief ein Offizier dem Capitain zu: der Anker am Vorderbuge ist unter Wasser! das Schiff sinkt! Gott befohlen! Damit sprang er über Bord in die See; der Capitain ihm nach. Das Schiff versank, das Schiffsvolk hatte gerade noch Zeit über Bord zu springen und ein fürchterliches Geschrei zu erheben. 35 Mann und 4 Gefangene fanden ihr Grab in den Wogen.

Mit Tagesanbruch wurde ein vier engl. Meilen entlegenes etwa 30 Schritte langes Sand-Inselchen die Stätte unserer Rast. Sobald wir einige Kräfte gesammelt hatten, zogen wir unsere Boote an das Land, und bestellten eine Wache für die Gefangenen. Glücklicher Weise war eine kleine Tonne Wasser, ein Fäßchen Wein, etwas Zwieback nebst einigen Flinten und Patrontaschen in das Boot geworfen. Die Sonne, ihr Wiederschein vom Sande, unerträglicher Durst peinigte uns. Auch fanden wir eine Säge und einen Hammer in einem Boote, besserten das beschädigte Boot aus, machten aus den Segeln der Boote Zelte. Ein gewisser Connel, welchen die entsetzliche Qual

seines Durstes verleitet hatte, Seewasser zu trinken, ward wahnsinnig, und starb während unserer weiteren Reise. Von unserem Schiffe fanden wir wenige traurige Trümmer.

Nachdem jedem Boote die Länge und Breite der Insel Timur, welche 1100 engl. Meilen (275 geogr.) von jener Stelle entfernt lag, mitgegeben war, segelten wir weiter, legten die Ruder kreuzweise und bildeten dadurch ein Verdeck für 2 Reihen der Mannschaft. Jedes Boot machte sich eine hölzerne Wagschale und der Mann bekam täglich so viel Brod, als eine Flintenkugel wiegt. Gegen Süd sahen wir eine Klippen-Insel mit einer mächtigen Felsen-Verlage. Bei Nachtzeit boogsirten wir uns mit Tauen, liessen aber bei Tagesanbruch das Thau fallen.

Die rothe und blaue Jölle (Boote) mußten voran, um die Küste von Neu-Süd-Wallis zu besehen, und einen Platz, Wasser einzunehmen, aussuchen. Wir fanden in einer schönen Bay vortreffliches Quellwasser dicht am Rande des Ufers; obwohl man uns das Land wasserarm beschrieben hatte. Die Küste sieht sehr unfruchtbar aus; nach der äußern Beschaffenheit des Bodens und des Landes kann man auf Reichhaltigkeit von Metallen schließen.

Als wir um die Bay fuhren, ruderten Schwarze in Kanots stark gegen uns und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihnen näher kommen möchten. Sie waren ganz nackt und sahen sehr wild aus. Da

sie uns als böse geschildert worden woren, vermieden wir sie. Nach 2 Stunden erreichten wir die Pinasse und das große Boot, und wurden durch den Ruf: Klippen vor uns! in eine fürchterliche Angst versetzt; endlich kamen wir weiter an eine bewohnte Insel. Bei unserer Annäherung drängten sich die Eingebornen Schaarenweise an das Ufer. Sie waren pechschwarz, Männer und Weiber ganz nackt. Gegen ein geringes Geschenk von Messern und einigen Knöpfen, welche wir von unsern Kleidern trennten, brachten sie uns eine Wanne gutes Wasser; sie zum zweitenmale zu füllen, fiel ihnen nicht ein. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß wir das Gefäß selbst holen sollten. Wir befürchteten Hinterlist, und wurden wirklich von ihnen angegriffen. Eine Flinten-Salve jagte sie in die Flucht. Diese Insel liegt dicht an der gebirgigen Insel (Mountainous-Island).

Von diesen feindseligen Inseln steuerten wir auf andere Inseln, welche wir im Gesicht hatten, und schickten einige Bewaffnete an das Ufer. Eine Insel nannten wir Pflaumen-Insel, von einer säuerlichen, zusammenziehenden, pflaumenähnlichen Frucht, welche auf ihr wuchs, aber nicht zu genießen war. Am Abende steuerten wir auf Inseln, welche wir für die Prinz-Walles-Inseln hielten; gegen 2 Uhr Morgens warfen wir unsere Anker an einer Insel, welche wir Laforeys-Inseln nannten. Morgens hörten wir Wölfe-Geheul; bei der Ankunft des Lieutnant Corner mit seinem Kommando flohen die Raubthiere; wir waren so glücklich, Wasser zu finden, um unsern Durst zu löschen, nach welchem sogleich peinlicher Hunger sich einstellte. Haufen von Knochen, Spuren von kürzlich angelegtem Feuer, der niedergetretene Boden und verschiedene Fußsteige führten uns auf die Vermuthung, daß die Einwohner nicht weit entfernt seyen. Deßwegen wurde verboten, einen

Vogel zu schießen. Einige unserer umherstreifenden Leute waren so glücklich, für ihren gedürrten Leib ein paar Austern zu finden. Als alles mit Wasser angefüllt war, füllten wir auch des Zimmermanns-Stiefel.

Hier hat die Natur einen breiten Sund gebildet, von uns Sandwichs-Sund genannt; die Bay, welcher wir den Namen Wolfs-Bay gaben, gewährt einen bequemen Ankerplatz, welcher überall 5—6 Faden hat. Ihre Lage ist vortrefflich, um die Endeavour-Strasse zu untersuchen.

Hammonds-Insel liegt Nord-West gegen West; Parkers-Insel Nord-West gegen West bis Nord gegen Ost; und eine dritte Insel, welche wir an der nördlichen Einfahrt erblickten, in Nord-West. Wir vermutheten, daß diese Insel die Gebirge des Capitain Bligh sey, sie liegt in 10° 16′ südl. Br. Sandwichs-Sund bilden Hammonds, Parkers und eine Gruppe kleiner Inseln rechts der östlichen Einfahrt. Einem hinter Hammonds-Insel und den andern südlichen Eilanden gelegenem Lande gaben wir den Namen Cornwallis-Land. Eine große Vertiefung trennt den obern Theil des Berges von seinem Fuße. Fast in der Mitte des Sundes erhob sich eine kleine, dunkel gefärbte Insel.

Am 2. September sahen wir in Nord-West eine Insel mit einem hohen Berge, die wir Hawkesburys-Insel nannten. Die nördliche Einfahrt ist etwa 2 Meilen breit; nachdem wir durchgekommen waren, erblickten wir eine Sandbank. Von verschiedenen großen Schildkröten, welche wir bemerkten, konnten wir keine fangen. Jenseits des Riefs wendeten wir uns nach West. Die gebirgige Insel lag uns in Nord-Ost; Capitain Blighs westliche Insel, welche sich in 3 Spitzen zeigt, in Nord-Nord-West; ein nordwestlich gelegener Felsen auf der südwestlichen Spitze des Festlandes, in Süd gegen Ost; die nörd-

lichste Spitze von Neu-Süd-Wallis, in Süd-Süd-Ost, und am äußersten Ende des Landes, welches wir in Nord-Ost sahen. In geringer Entfernung von der nächsten Insel des Prinzen von Wallis entdeckten wir eine andere Insel, die wir Christians-Insel nannten. Zwischen Hawkesburys- und der gebirgigen Insel erblickten wir 2 Spitzen, konnten aber nicht bestimmen, ob es eine oder 2 Inseln seyen.

Jetzt kamen wir in das große indische Meer, und hatten in unsern Booten eine Reise von 1000 engl. Meilen zu machen. Gleich bei unserer Abreise drohte uns die stürmische See zu vernichten. Wurden wir getrennt, so war unser Tod wegen Mangel an Wasser unvermeidlich. Zu unserer wechselseitigen Erhaltung legten wir uns mit unsern Tauen zusammen. Das Dunkel der Nacht und die tobende See setzte uns in die größte Verwirrung; die Taue zerrissen, aber der Anbruch des Tages vereinigte uns wieder. Um Mittag erblickten wir einige merkwürdige schwarze und gelbgestreifte See-Schlangen.

Am 5ten und 6ten hatten wir wieder mit den Wellen zu kämpfen. Am 7ten fing das Capitain-Boot einen Tölpel (Sterna stolida L.) Die Mannschaft sog ihm das Blut aus, und vertheilte ihn in 24 Theile. Die Leute am Steuer-Ruder bekamen oft einen Sonnestich; alle andern tauchten ihre Hemden in die See, und hängten sie dann über den Kopf, um der brennenden Hitze Einhalt zu thun. Den Leib mit Salzwasser anzufeuchten ist nicht rathsam, besonders wenn es längere Zeit dauert. Das Einsaugen der Haut, welches von der Hitze und dem Fieber zunimmt, verursacht daß die Bitterkeit des Seewassers auf die innern Flüssigkeiten wirkt, so zwar, daß wir zuletzt den Speichel in unserem Munde nicht mehr ertrugen. Auch starben diejenigen auf der Reise,

welche ihren Harn tranken. Am 9ten schwamen Nautilus-Fische in großer Menge bei uns vorüber; ihre Schalen dienten dazu, daß wir unser zugemessenes Glas Wasser hineingossen, und mit dem Finger den Mund anfeuchten konnten. — Jetzt sahen wir verschiedene Vögel gegen das Land fliegen, und erblickten auch am 13ten Land; den Entdecker belohnten wir sogleich mit einem Glase Wasser. Doch diesen Tag war es uns nicht gegönnt, das Ufer zu erreichen; denn es trat eine plötzliche Windstille ein. Auch ging die Brandung entsetzlich hoch, und an der Einfahrt in einen Strom waren viele gefährliche Sandbänke. Doch theilten wir jetzt den letzten Tropfen Wasser, und jeder erhielt etwa eine halbe Flasche voll, welche in einem Augenblicke hinabgestürzt war. Glücklich und wohlbehalten kamen wir endlich an das Ufer.

Ein vornehmer Chinese, von einigen Einwohnern begleitet, kam auf einem Kahne in den Strom. Zwar verstand er weder englisch noch französisch, aber unsern Zügen war das Elend so deutlich eingeprägt, daß wir keiner Sprache bedurften. Unser Anblick preßte ihm Thränen aus. Durch Zeichen gab er uns zu verstehen, daß man uns ohne alle Bezahlung und Vergütung mit Pferden versorgen, und nach der etwa 70 engl. Meilen von dort entlegenen holländischen Niederlassung Kupang bringen würde, welche wir gleich Anfangs zu unserem Sammelplatze bestimmt hatten. Dieß lehnten wir jedoch ab, weil wir die Gefangenen beobachten mußten.

Bald darauf brachten uns die Einwohner Hühner, Ferkel, Milch und Brod. Für unsere Goldstücke wollten sie uns nichts geben; da halfen uns Knöpfe aus der Noth. Für einige derselben erhielten wir Lebensmittel, welche wir für so viele Guineen nicht erhalten hätten. Sogleich ging es an das Kochen, doch trübte unsere heitere Laune das Geschrei wilder

Thiere und die Furcht vor einem Ueberfalle der Einwohner. Bligh und andere hatten uns gewarnt, auf der Insel Timor ja nirgends anders zu landen, als zu Kupang, weil die Eingebornen der Insel bösartig und wild sind.

Am folgenden Tage fuhren wir in einem Boote den Waldstrom ungefähr 4 engl. Meilen hinauf, zu einer Stadt, wo wir Bedürfnisse für unsere Seereise kaufen wollten. Der König, welcher eben ausritt, würdigte uns kaum eines Blickes. Als wir ein Ferkel erhandelten und gut bezahlten, bot der Verkäufer uns auch seine junge Tochter an. Um 1 Uhr fuhren wir mit der Fluth nach Kupang. Wir segelten bis Nachts längs der Küste fort, und legten uns dann in eine Bay. Nach einiger Zeit kamen Eingeborne mit Fackeln an das Ufer, boten uns ihre Dienste an, welche wir auch annahmen. Sie versorgten uns mit Feuer und bereiteten das Essen. Am folgenden Tage landeten wir zu Kupang, wo uns der Gouverneur Mynheer Vanion äußerst höflich, freundschaftlich und gastfrei empfing. Der Vice-Gouverneur Mynheer Fry war gleichfalls höchst freundlich und gefällig, gewährte uns alle Unterstützungen, und ertheilte die nöthigen Befehle zur Erleichterung und Linderung unseres gegenwärtigen Mangels.

Am nächsten Tage, welchen wir für den Sonntag, den 17. September, hielten, wollten wir in die Kirche gehen, und dem Himmel für unsere wunderbare Errettung danken. Allein unser frommes Vorhaben schlug fehl; denn es war Mondtag, der 18te; wir hatten nämlich bei unserer Fahrt westwärts um die Erdkugel einen Tag verloren.

Kupang ist für die holländischen und portugiesischen Besitzungen in Indien das Montpellier des Morgenlandes. Wegen der gesunden Luft begeben sich Kranke aus Batavia und der Umgegend hier-

her. Die Insel ist fruchtbar, wechselt mit Hügeln und Thälern ab, und hat eben so viel Reitz und Mannigfaltigkeit, als Rotti und die dazu gehörigen Inseln. Ihr vorzüglicher Handel besteht in Wachs, Honig und Sandelholz. Nahe bei der holländischen Stadt liegt eine Chinesische mit ihrem Tempel. Sie hat einen Vorgesetzten ihrer Nation, muß aber den Holländern einen beträchtlichen Tribut bezahlen. Angenehm und schmeichelhaft war für uns Engländer, daß in diesem entfernten Winkel der Welt, die Bemerkung, daß Wedgewoods-Steingut und Metall-Arbeiten aus Birmingham, in den Kramläden von Kupang feil geboten wurden. Wir blieben hier 5 Wochen, welche uns der Gouverneur Mynheer Vanion so angenehm als möglich zu machen suchte. Ein schöner Fluß durchschneidet die Stadt in ihrer Mitte. Alligatore, Kamm tragende Schlangen und giftige Gewürme gibt es eine Menge in diesem Lande. Besonders gibt es eine Art Kaukkauk genannt, das eckelhafteste Thier auf der Erde, dessen Biß tödtlich ist. Es ist ungefähr 1 1/2 Fuß lang, und scheint ein Mitteldinq zwischen Kröte und Eidexe. Zu bestimmten Zeiten ruft es ganz so, wie der Kukuk. Die Alligatore sind dreist und häufig; es gibt Beispiele, daß sie schon Männer und Kinder gefressen haben, welche sich an seichten Stellen badeten.

Die Kinder auf Timor sind einer Hautkrankheit ausgesetzt, welche etwas Aehnliches von den Blattern hat, aber länger dauert; sie ist selten tödtlich.

Am 6ten Oktober gingen wir an Bord des holländischen Ostindien-Fahrers Rembang und nahmen die Gefangenen und Missethäter mit. Als wir vor der Insel Flores schifften, erhob sich ein Sturm mit dem fürchterlichsten Gewitter, welches wir je erlebt hatten. Das Entsetzen lähmte die holländischen Matrosen so sehr, daß sie in den Raum liefen; nur

durch die männliche Anstrengung unserer engl. Seeleute wurde das Schiff vom Untergange gerettet.

Am 12ten fuhren wir durch die Strasse von Alice; sahen am 22sten die Inseln Kangajunk und Ulk, und liefen zwischen ihnen. Tags darauf erblickten wir die Insel Madura; am 26sten Java, und gingen am 30sten zu Samarang vor Anker. Indem wir die Anker auswarfen, wurden wir auf das angenehmste durch unsern verloren geglaubten Tender überrascht. Unsere Zusammenkunft war der Ausdruck der geselligsten Freude; wir weinten alle gegenseitig bei der Erzählung, wie viel ein jeder von uns durch Anstekung, Hunger und Schiffbruch gelitten hatte.

Samarang ist nächst Batavia, 6° 10′ südl. Br. und 106° 51′ östl. L., die vorzüglichste Besitzung und so einträglich, daß man den Gouverneur derselben alle 5 Jahre verändert. Die Stadt ist regelmäßig und schön; die Häuser sind zum Theile prächtig und in neuerem Geschmacke gebaut. Sie hat schöne Paläste und Kirchen, und ist mit so vielen Kanälen durchschnitten, daß sie darüber ganz zum Damme werden wird.

Nach wenigen Tagen landeten wir auf Batavia, dem holländischen Stapelplatz in Osten. Das Klima ist sehr ungesund. In Batavia spielen die Chinesen die Juden und gehen nach Hause, sobald sie ihr Glück gemacht haben. Auffallend ist die Unterwürfigkeit, welche die Mitglieder des hohen Rathes verlangen.

Als wir Bantam vorüberfuhren, besuchten wir Lord Cathcarts Ueberreste. Indem wir bei Sumatra vorbeischifften, fanden wir nichts Besonderes, litten aber viel an Krankheiten und Sterbefällen in der Strasse von Sunda, 6° 36′ 15″ Br. und 105° 17′ 30″ östl. L., und kamen nach einer langweiligen Reise auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, 34° 29′ Br. und 18° 23′ östl. L., an.

Oberst Gordon erzeigte uns viele Gefälligkeiten. Von seinen Arbeiten hat die ganze Schaar der Reise- und Geschichtsschreiber jenes Welttheiles vieles entlehnt.

Die Stadt ist lebhaft. Ihre Einwohner nehmen die Fremden, wenn ihr Aufenthalt nicht lange dauert, sehr freundlich und verbindlich auf. Ihre Kleidung und ihre Sitten sind mehr englisch, als holländisch; ihre Häuser nicht so prächtig und edel, wie jene zu Samarang, aber doch fröhlich und einem ungeübten Auge ziemlich angenehm.

Die Affen dieser Gegend bestehlen die Gärten mit einer besondern Geschicklichkeit. Sie setzen Vorposten aus, stellen das Hauptchor in eine Reihe und langen sich die Früchte von Tatze zu Tatze. Wenn die Vorposten das Zeichen des Ueberfalls geben, ergreifen sogleich alle die Flucht. Sind aber die Vorposten nachlässig im Dienste, so erhalten sie dafür eine derbe Züchtigung.

Auch hier ziehen die Menschen Gräben bis auf die Spitze eines Berges. Die Landleute sind in Ansehung ihrer Größe und Stärke gegen alle übrigen Menschen so riesenartig und ungeheuer, daß man sie als eine ganz eigene Klasse ansehen kann. Das hiesige Krankenhaus ist das gröste in der Welt. Durch die äußerst kleinen Fenster an diesem Gebäude wird es zu einer stinkenden Grabeshöle.

Nachdem wir uns auf dem Kap erquickt hatten, segelten wir St. Helena, 15° 55 Br. und 5° 49′ westl. L. und die Ascensions-Insel, 7° 56′ Br. und 14° 32′ westl. L., vorbei, legten zuerst in Holland an, und kamen endlich nach vielen überstandenen Gefahren in unser theures Vaterland zurück.

In der Joseph Lindauer'schen Buchhandlung in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Handbuch für Reisende** durch das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Krain, Kärnten, Tirol, Illirien, Dalmatien und das lombardisch-venetianische Königreich, oder geographisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Reiserouten durch diese Provinzen, nebst Meilenzeiger und alphabetischem Ortsregister von Anton Johann Groß. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 8 ggr. oder 4 fl. 12 kr. rheinisch.

Der Verfasser, vortheilhaft bekannt durch sein „Reisetaschenbuch für Donaufahrer" so wie durch sein Wirken im Bereiche der schönen Wissenschaften ist in diesem empfehlungswerthen Werke von der Weise der meisten Reisehandbücher abgegangen, und hat seine eigenen Reiseschilderungen mit fremden Darstellungen so verbunden, daß dieses Werk ebenso befriedigend für die Lectüre als auch für den Reisenden als Handbuch verwendet werden kann, da es die interessantesten Partheien der österreichischen Gebirgswelt umfaßt. Die lebendige und kräftige Darstellungsgabe des Verfassers vermehrt das Interesse des Gegenstandes, so wie die beigefügten Register, Meilenzeiger und vorausgehenden statistischen Notizen die Brauchbarkeit des Buches für den gebildeten Reisenden sichern.

---

# Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

# Reisen um die Welt.

Herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg.
1831.

# Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

# Reisen um die Welt.

Herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg.
1831.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek aller Reisen um die Welt Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen

Bd.: 3,3

(1831)

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.2(3#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768274-5